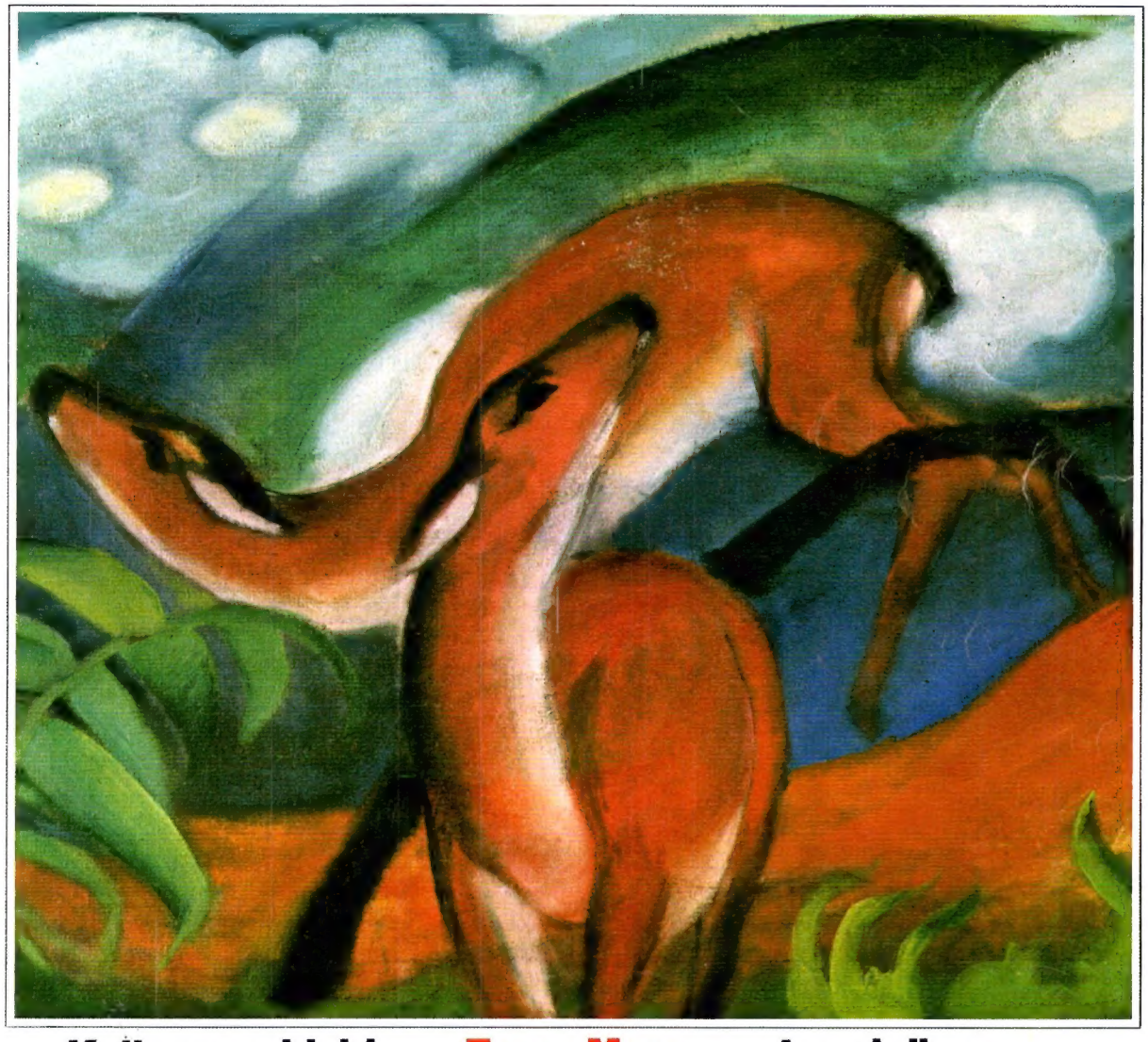
M 3529 E
Nr. 11/November 1981
3,50 DM
Österreich 28 öS
Schweiz 3,50 sfr
Frankreich 10 FF
Luxemburg 63 lfr
Italien 2200 L
Spanien 175 Ptas

PAN

Unsere herrliche Welt



Kulturgeschichte
Alte Schilder laden ein

Vierlande
Möbel aus der Bauernstube

Franz Marc
Das Reich der Tiere

Ägypten
Der Nil, „Schöpfer alles Guten"

Ausstellung
Spanische Maler erobern London

Bamberg
Der Traum eines Kaisers

Liebe PAN-Leser

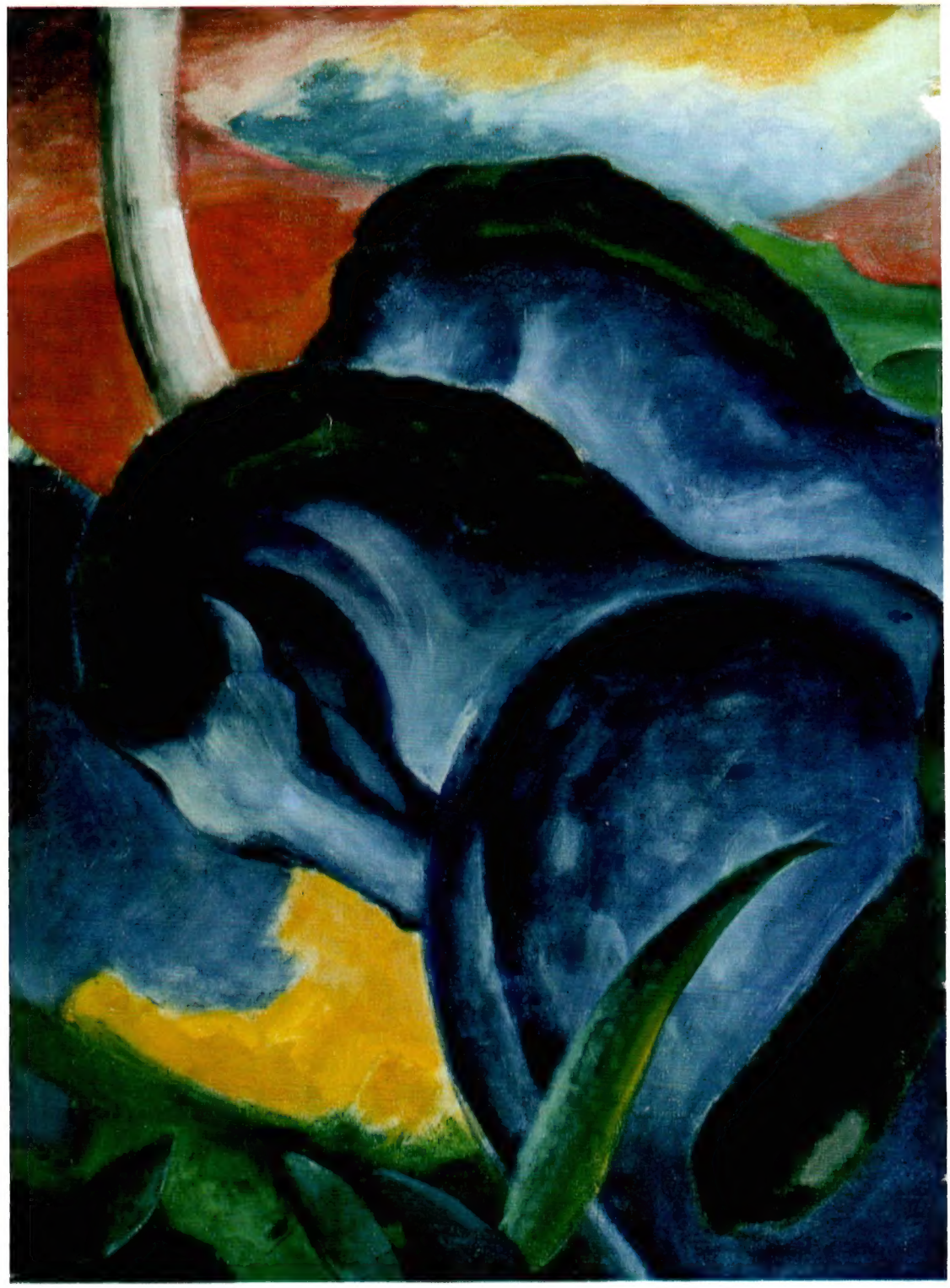
Zum Titelbild: *Rote Rehe II, 1912. Öl, 70 x 100 cm. München, Neue Pinakothek. „Der unfromme Mensch, der mich umgab, erregte meine wahren Gefühle nicht, während das unberührte Lebensgefühl des Tieres alles Gute in mir erklingen ließ", schrieb Franz Marc im April 1915*

Links: *Drei kleine Bergziegen, 1914. Öl, 60 x 41 cm, St. Louis, Slg. M. D. May. Sichtlich beeinflußt vom französischen Kubismus zeigt dieses Bild, daß Franz Marc auf dem Wege zu einer abstrakten, gegenstandslosen Malerei war*

Diesmal stellen wir Ihnen einen deutschen Maler vor, den ich für einen der interessantesten Künstler unseres Jahrhunderts halte: Franz Marc. Selbst wer den Namen noch nie gehört haben sollte, kennt sicherlich einige seiner Bilder; denn es dürfte sehr wenige Kunstwerke geben, die so oft gedruckt, so oft als Postkarten verschickt worden sind wie zum Beispiel „Die roten Pferde", „Das blaue Pferd", „Der Tiger". Daß Marcs Werk im wesentlichen aus Tiergemälden besteht, hat seinen tieferen Grund. Das Tier, so sah es der Maler, ist eingebettet in den großen Kreislauf, in die Harmonie der Natur; es lebt noch immer in jener paradiesischen Unschuld, die der Mensch verlor, als er Verstand und Bewußtsein erwarb und begann, sich die Erde untertan zu machen. Den Menschen zu dieser großen Einheit mit der Schöpfung zurückzuführen, das betrachtete Franz Marc, vereinfacht gesagt, als eine der großen Aufgaben der Kunst. Nun, darin steckt einiges an romantischen Idealen, und man muß solchen Gedanken keineswegs anhängen oder folgen, um die Bilder dieses Malers zu lieben. Denn sie strahlen etwas aus, das auch ich bei meinen Wanderungen durch Feld und Wald oft empfunden habe. So, wenn gegen Abend ein Reh aus dem Unterholz tritt, um auf einer Wiese zu äsen – welche Anmut der Bewegung, welche natürliche, unbewußte Schönheit! Wahrhaftig ein Bild voller Harmonie, an dem ich mich immer wieder erfreuen kann. Freilich, ob man aus der menschlichen Sehnsucht nach solchem Einssein mit der Natur eine hochgeistige Lebensphilosophie machen kann, wie Franz Marc das versuchte? Eine Frage, auf die sich wohl jeder selbst die Antwort suchen muß. Ich jedenfalls halte es da lieber mit Goethe, der seinen Faust sagen läßt: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen . . ."
Ich wünsche Ihnen recht viel Freude an den herrlichen Bildern von Franz Marc.

In diesem Sinne
Ihr

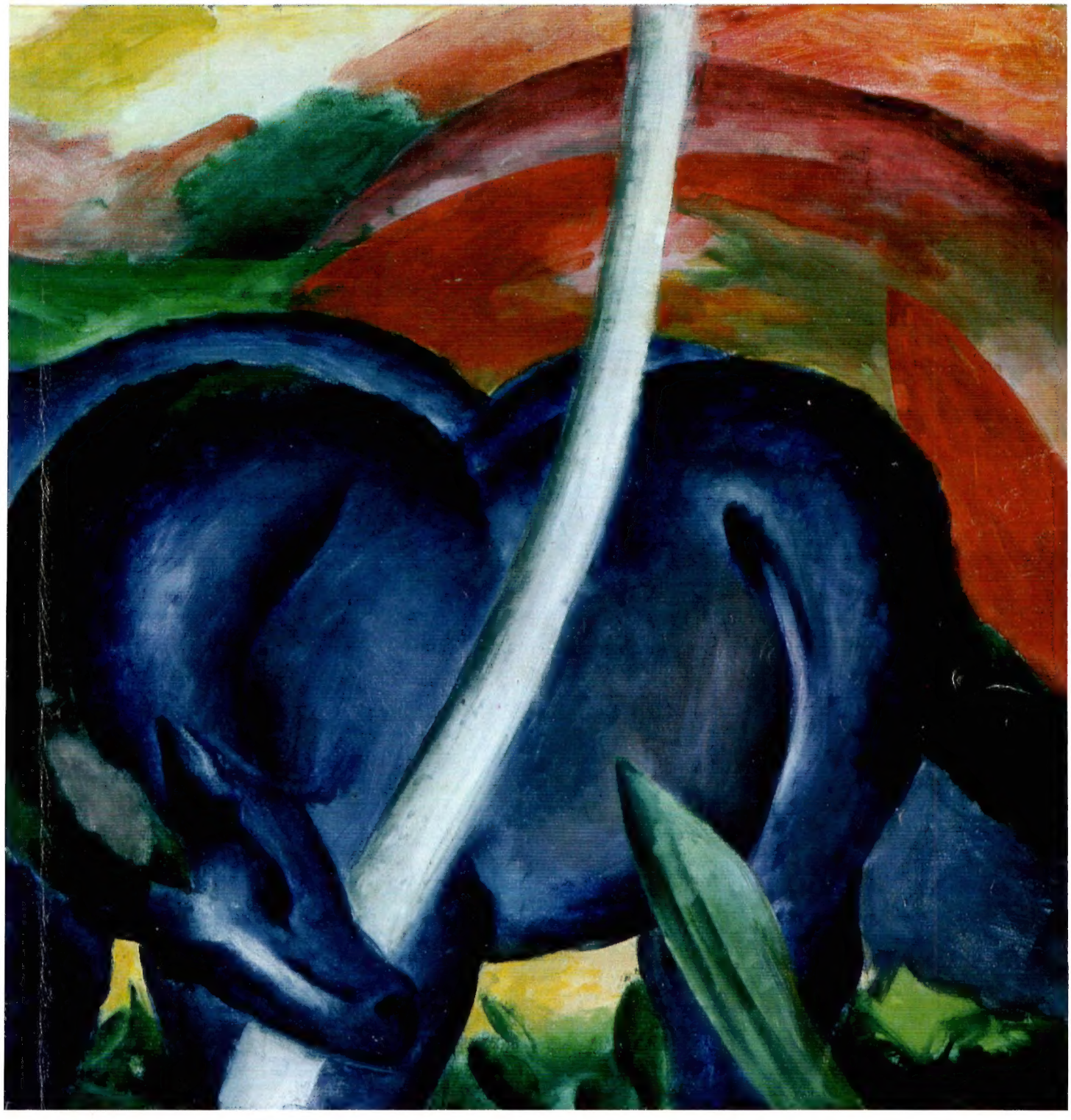
Senator E. h. Prof.
Dr. Franz Burda



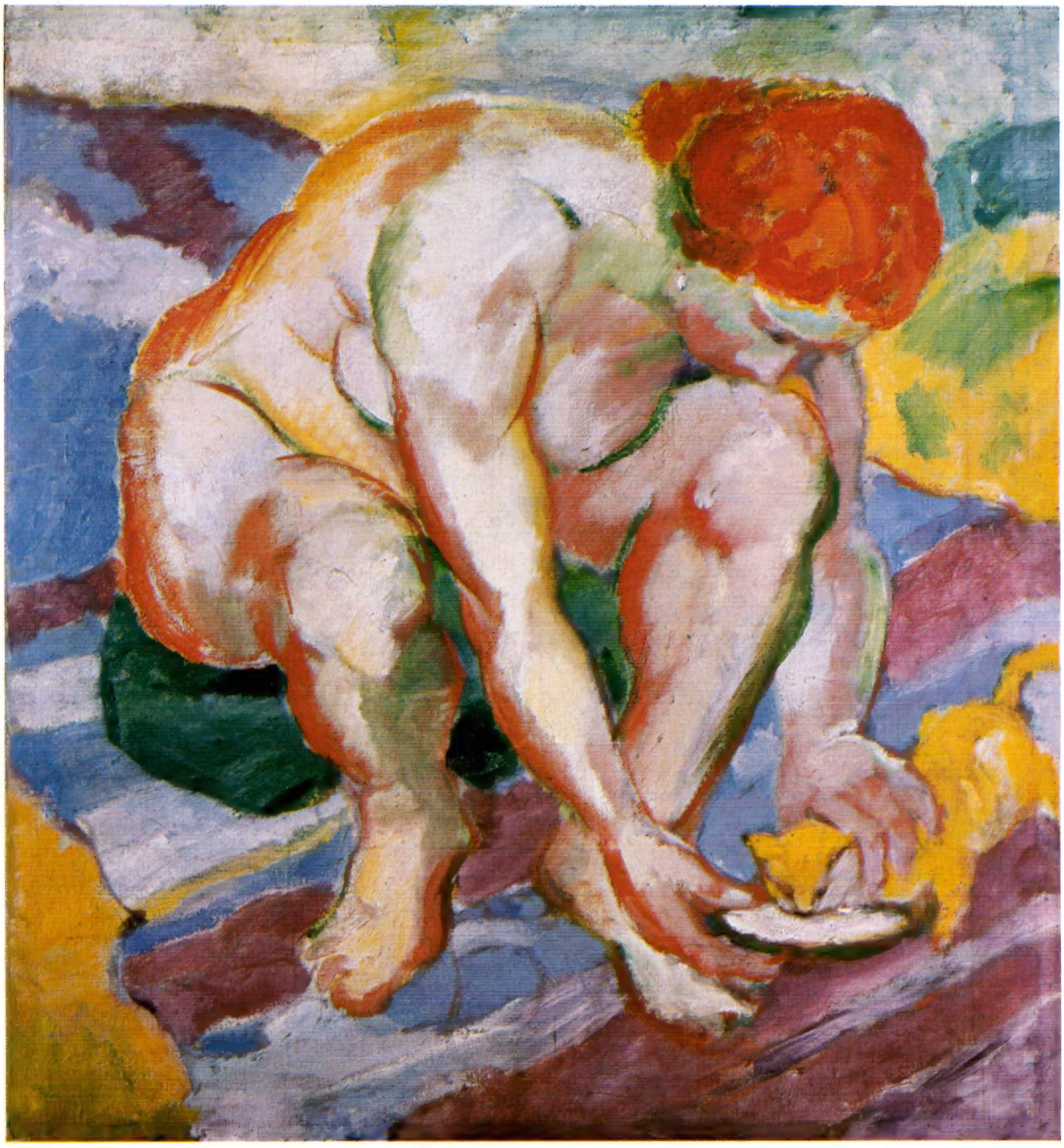
Der Maler als Philosoph, könnte man sein Leben überschreiben. Denn er wollte nicht etwa Natur abbilden, und Tiere in artfremden Farben zu malen, war keineswegs ein Gag, wie man heute sagt, ein Einfall, das Publikum zu verblüffen. Farben waren ihm Symbole, Blau zum Beispiel für das männliche Prinzip in der Schöpfung. Mit der Malerei wollte er den Menschen zu den Urgründen des Daseins zurückführen – eine unlösbare Aufgabe. Doch seine Bilder wurden volkstümlich wie wenige. Dies ist eines der berühmtesten: Die großen blauen Pferde, 1911. Öl, 105 x 181 cm. Minneapolis, Art Center Walker

FRANZ MARC

DAS REIC

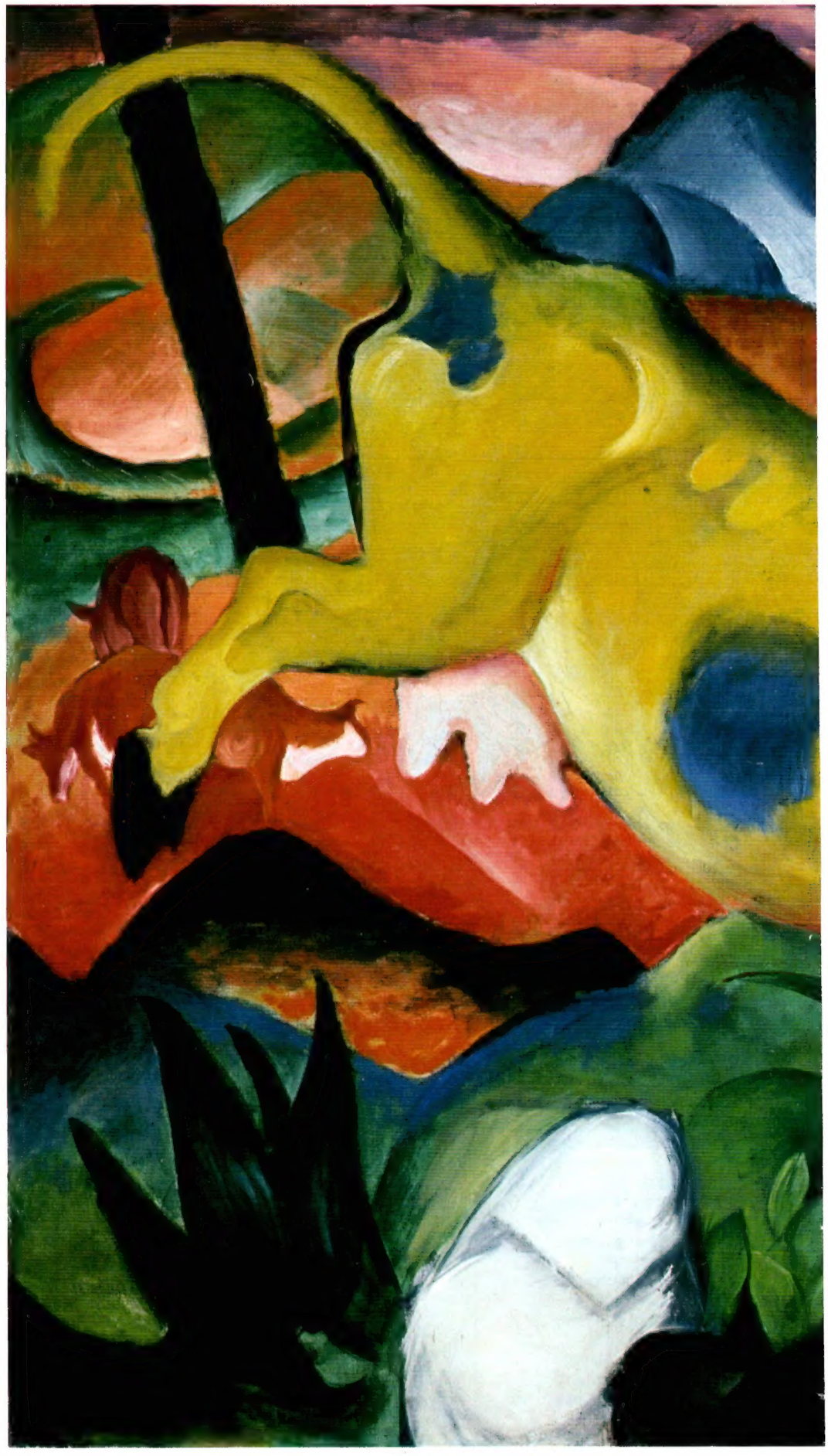


H DER TIERE

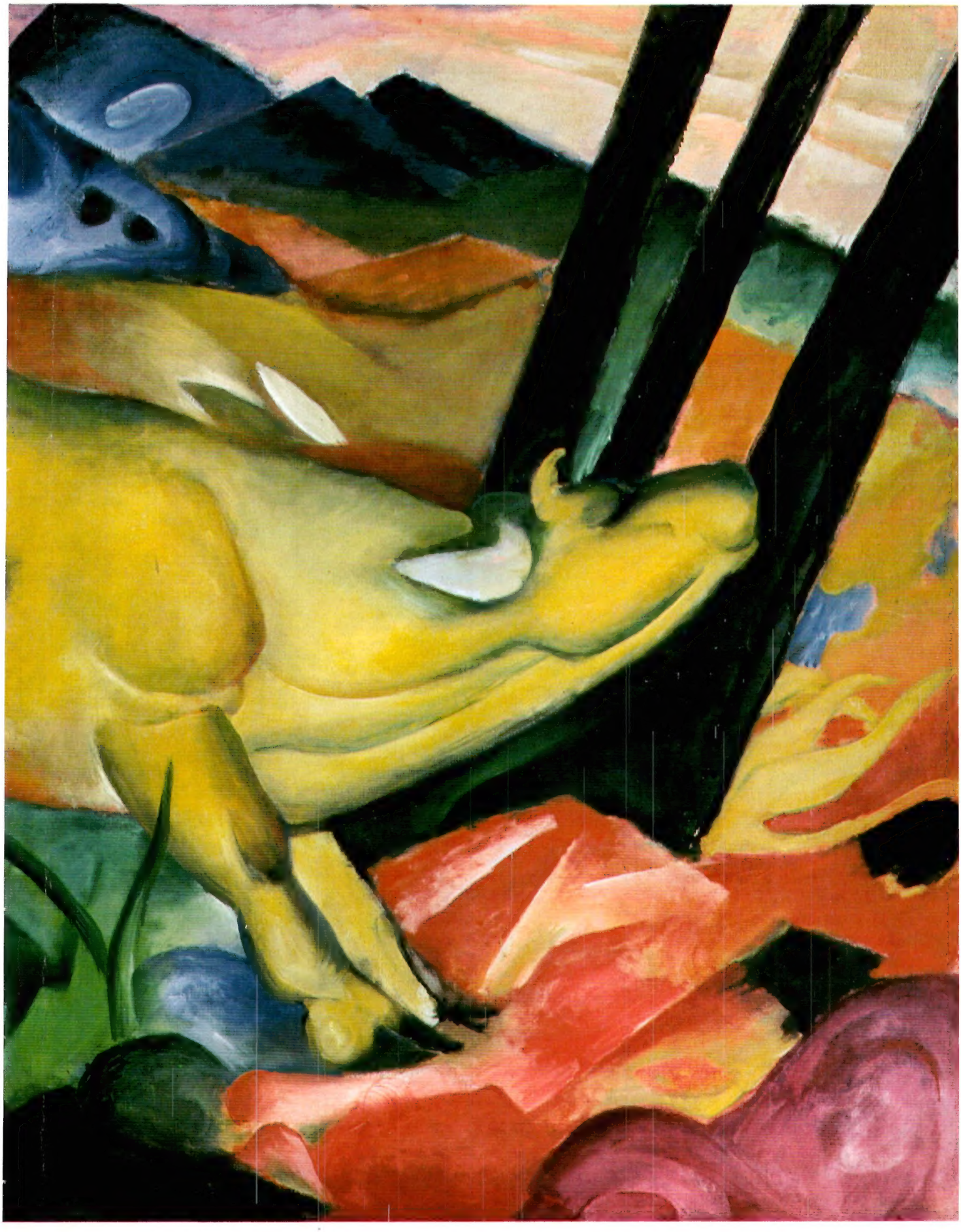


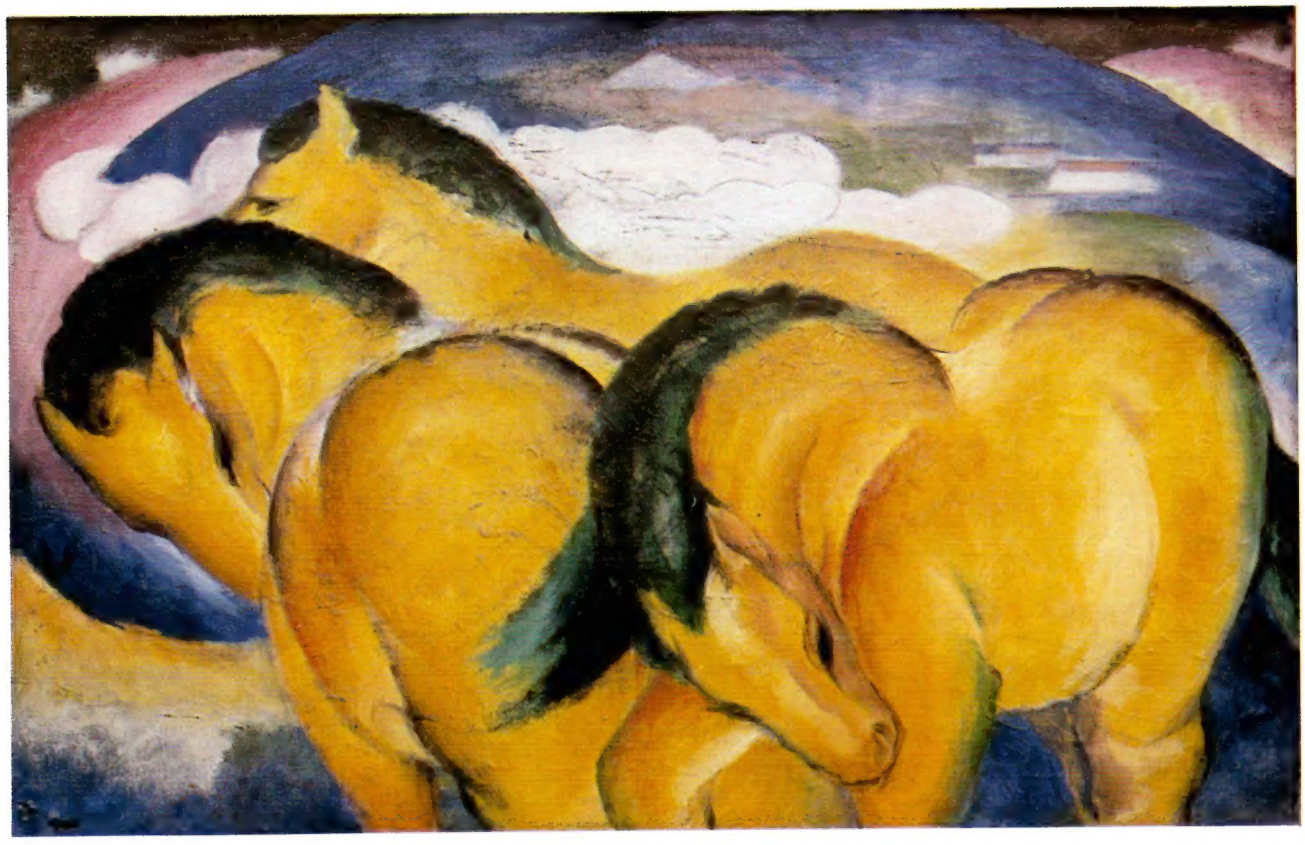
In Indersdorf, *1904. Öl, 40 x 31 cm. München, Städtische Galerie im Lenbachhaus. 1900 schrieb Franz Marc sich an der Münchner Kunstakademie ein und wurde Schüler von Hackl und Diez; die frühen Gemälde, recht naturgetreue Abbilder mit impressionistischen Zügen, lassen seinen späteren Stil nicht ahnen*

Akt mit Katze, *1910. Öl, 86,5 x 80 cm. München, Städtische Galerie. Im Mai 1909 zog der Maler mit Maria Franck nach Sindelsdorf südlich von München; dort malte er diese Aktszene. Marc war mit der Berliner Zeichenlehrerin seit 1905 eng befreundet; konnte sie aber zunächst nicht heiraten, weil er schuldig geschieden war. Erst im Juni 1911 fand die Trauung statt – in Berlin. Franz Marc hat eine größere Zahl ähnlicher Akte und Badeszenen hinterlassen; doch seinen Ruhm begründeten die einzigartigen Tierbilder*



Die gelbe Kuh, *1911. Öl, 140 x 190 cm. New York. Guggenheim-Museum. Das Jahr 1911 war für Marcs Schaffen besonders bedeutsam. Mit August Macke hatte er sich Gedanken über die Farbgesetze, über die psychische Wirkung der Farben und ihren Symbolwert gemacht. Blau versinnbildlichte für ihn das männliche, Gelb das weibliche Prinzip. Nach diesen Leitideen schuf er nun die großen Tierbilder, mit denen er die „Animalisierung der Kunst" anstrebte. Die Kritik lehnte dieses bei der ersten Ausstellung des „Blauen Reiter" gezeigte Gemälde ab . . .*



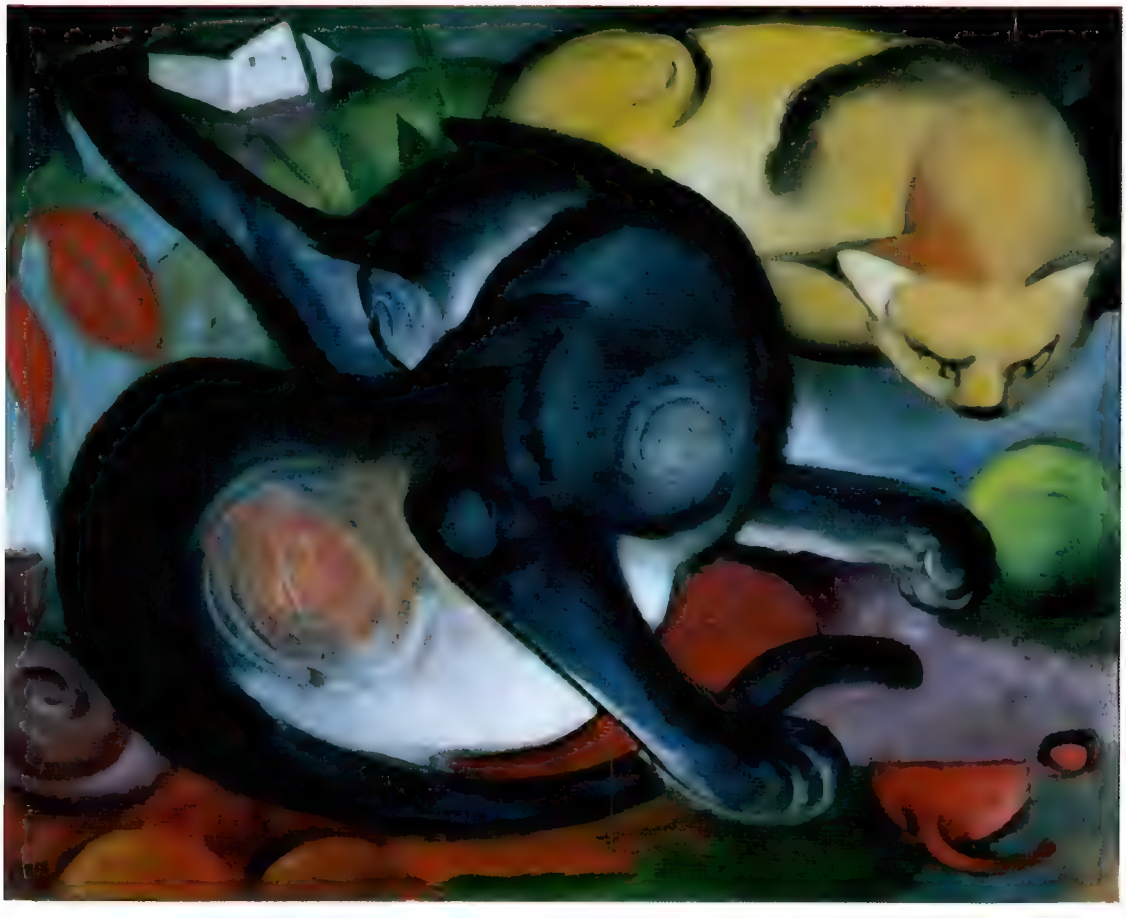


Die kleinen gelben Pferde, *1912. Öl, 66 x 104 cm. Stuttgart, Staatsgalerie. Cézanne hatte gefordert, der Maler müsse die Natur in geometrische Formen auflösen. Marc versuchte nach heftigen Diskussionen mit anderen Künstlern das Umgekehrte: Er baute die Pferde aus lauter Kreisen auf*

Pferde und Adler, *1912. 100 x 135,5 cm. Hannover, Landesgalerie. Vögel gelten in Marcs Schaffen als Symbol des Strebens über das Irdische hinaus; deshalb das Blau des Adlers. Das rote Pferd verkörpert die Bindung an die Erde. Kubistische Formen haben hier die weichen Linien abgelöst*

Tiger, *1912. Öl, 110 x 101 cm. München, Städtische Galerie. Eines der weltbekannt gewordenen Hauptwerke Marcs, oft als klassisches Beispiel des expressiven Kubismus bezeichnet. „Man hängt nicht mehr am Naturbilde, sondern vernichtet es, um die mächtigen Gesetze, die hinter dem schönen Schein walten, zu zeigen" – so drückte es der Maler selbst aus*

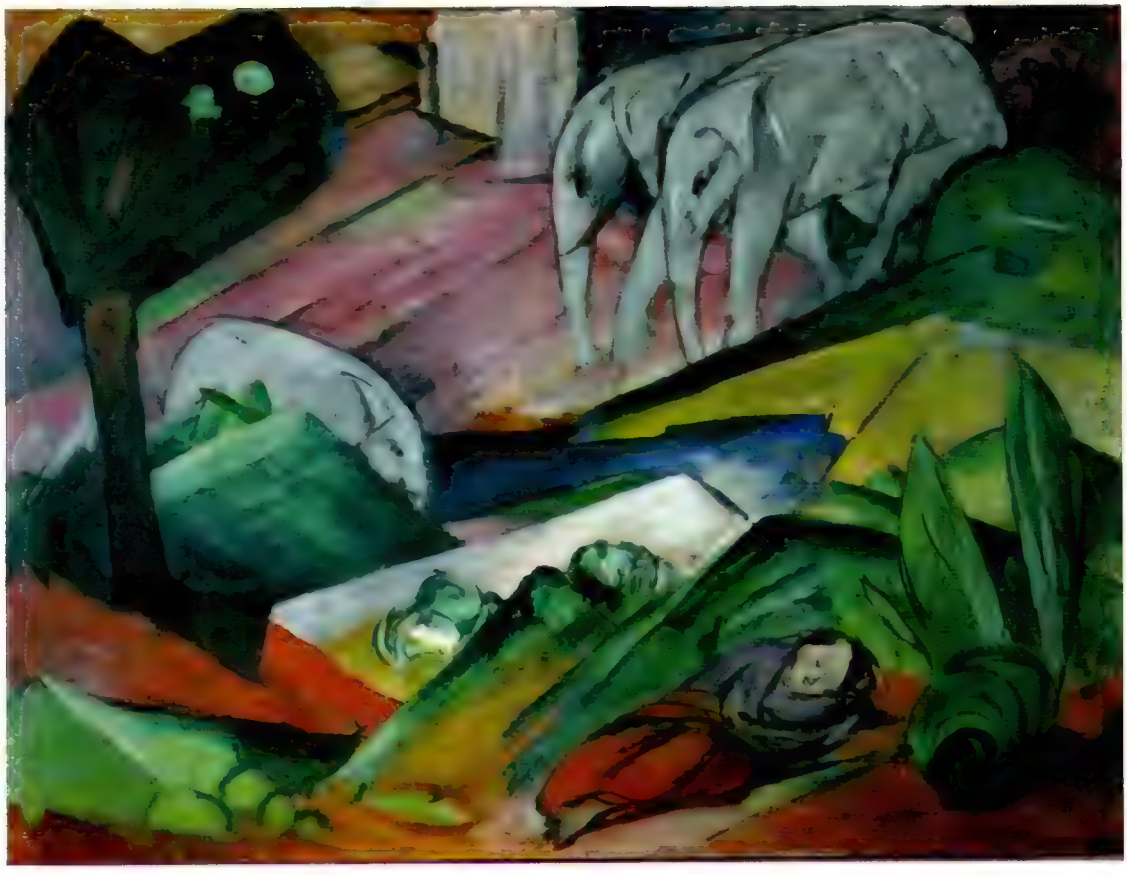
Drei Tiere (Hund, Fuchs und Katze), *1912. Öl, 80 x 105 cm. Mannheim, Kunsthalle. Der Maler besaß selbst einen Hund, „Russi". Maria Marc erzählt, daß ihr Mann eines Tages auf „Russi" wies und meinte: „Ich möchte mal wissen, was jetzt in dem Hund vorgeht." Das Tier war für etliche Bilder Modell. Marc nannte eines davon „So sieht mein Hund die Welt"*



Die verzauberte Mühle, *1913. Öl, 130,6 x 90,8 cm. Chicago, Kunstinstitut, Slg. Eddy. Ein Sinnbild der Läuterung, die vor den Eingang in den „Urgrund des Seins" gesetzt ist. Die Vögel als Symbol einer höheren Daseinsstufe dürfen sich gereinigt zur Himmelsstadt aufschwingen, Pferd und Reh dürfen nur vom Wasser trinken*

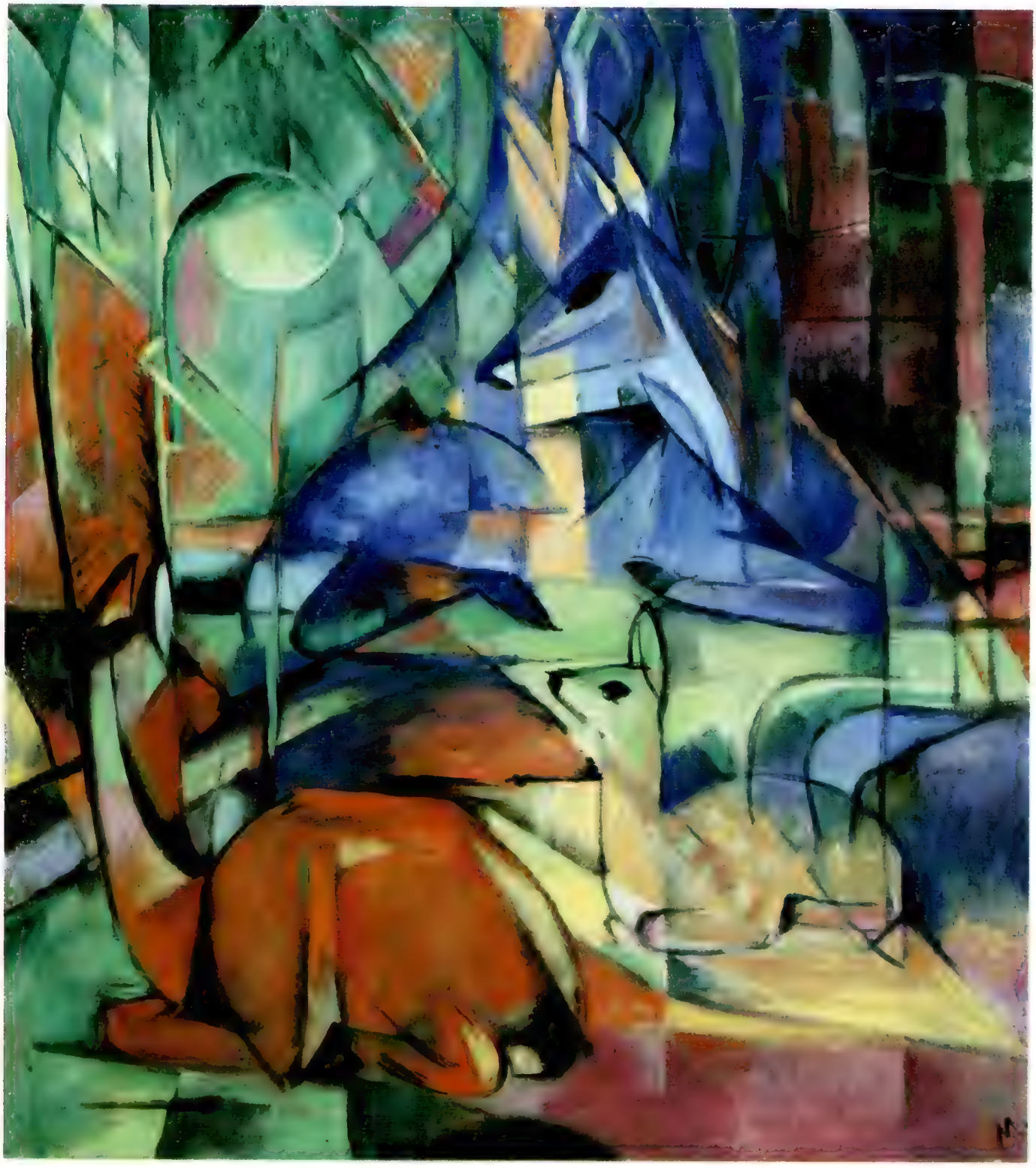
Zwei Katzen, blau und gelb, *1912. Öl, 74 x 98 cm. Basel, Kunstmuseum. Mit diesem Bild machte Marc um 1913/14 ein Tauschgeschäft: Er gab es Alexej von Jawlensky (1864–1941), dem russischen Maler, der auch zum Kreis des „Blauen Reiters" gehörte, und erhielt dafür dessen Gemälde „Kind mit Puppe"*

Das arme Land Tirol, *1913. Öl, 131 x 200 cm. New York, Guggenheim-Museum. Im März jenes Jahres besuchte Marc mit seiner Frau Südtirol; der Aufenthalt regte ihn zu diesem expressionistischen, trostlosen Landschaftsbild an. Abgezehrte, elende Pferde, ein Adler, der sich anschickt, die traurige Gegend zu verlassen – ein rätselvolles Bild. Ein zweites Bild „Tirol", 1914, eines der letzten Werke von Marc, beschwört ebenfalls Weltuntergangsstimmung herauf. Ahnungen?*



Traum, *1913. Öl/Papier/Karton, 76 x 101 cm. Bern, Kunstmuseum. Im März 1913 wurde dieses Bild in München versteigert, zugunsten der Lyrikerin Else Lasker-Schüler (1869–1945), die mit dem Ehepaar Marc befreundet war. Franz Marc widmete ihr auch viele selbstgemalte Postkarten, darunter die erste Fassung „Der Turm der blauen Pferde". Das große Gemälde selbst ist seit dem Krieg verschollen*

Sitzender Heiliger, Vier Füchse, *1913. München, Städtische Galerie im Lenbachhaus. Marc liebte es, selbstgestaltete Postkarten zu verschicken – Zeichnungen, Aquarelle, Klebearbeiten, Tempera. Diese beiden sandte er Wassily Kandinsky (1866–1944), mit dem er den „Blauen Reiter" herausgegeben hatte. Zum Bild des byzantinischen Heiligen schrieb er am 8. Juni 1913 an den Freund, der offenbar seine Manneszier geopfert hatte: „L. K., also wirklich ohne Bart? Ich bin neugierig. Dem umsitzenden Heiligen werden Sie also einst nicht ähnlich werden . . ."*



Rehe im Walde II, *1914. Öl, 110,5 x 100,5 cm. Karlsruhe, Kunsthalle. Etwa ab 1912/13 ändert sich Marcs Einstellung zur Natur und zum Tier: Sie stehen nun als Materie dem „reinen Geist" gegenüber, sind sogar „Gefängnis des Geistes". Um sich daraus zu befreien, beginnt Marc sich vom Gegenstand zu lösen, malt mehr und mehr abstrakt*

Pfarrer wollte er werden. Im Juli 1897 schreibt der 17jährige Franz Marc an den Geistlichen Otto Schlier, der ihn auf die Konfirmation vorbereitet hatte: „Mein alter Vorsatz – von Ihnen mir eingepflanzter Vorsatz –, Pfarrer zu werden, hat sich in der Reihe der Jahre nach manchen Zweifeln und Ungewißheiten nun doch immer mehr in mir gefestigt, so daß ich nun fest entschlossen bin, diesen schweren Beruf – mir erscheint er doppelt schwer – zu wählen . . ."
Und der Seelsorger bestärkt ihn: „Ich glaube, Dich ein wenig zu verstehen in Deinem Suchen; suche, ringe, aber nimm Dir vor, nichts anderes zu werden als ein Pfarrer, und wenn Dich das nicht gelüstet (auch das verstehe ich), dann werde ein freier Evangelist, ein wandernder Prophet . . ."
Prophetische Worte, möchte man sagen; denn als so etwas wie ein Missionar muß Franz Marc sich wohl gefühlt haben, ein Missionar der Malerei, erfüllt von romantischen, schwärmerischen Idealen. Den Menschen aus einer zerrissenen Welt, aus einem Dasein voller Ängste zu einer paradiesischen Einheit mit aller Schöpfung zurückzuführen, darin sah er die eigentliche Aufgabe der Kunst. Ein hoher Anspruch.
Seit der Vertreibung Adams und Evas aus dem Garten Eden, im 1. Buch Moses des Alten Testaments höchst anschaulich geschildert, leben alle Religionen von dem Versprechen, den Menschen in den ewigen Frieden, das ewige Glück heimzuführen. Aber warum ins Jenseits schweifen, wenn das Gute doch im Diesseits so nah liegt? Wenn der Mensch schon vom Baum der Erkenntnis gegessen und damit seine Unschuld, sein Einssein mit der Schöpfung verloren hat – müßte es dann nicht möglich sein, mit Hilfe des Geistes zum paradiesischen Ursprung zurückzukehren, wieder eingebettet zu werden in die allumfassende Natur wie die Tiere in ihrer Unbewußtheit?
Ein Jahrhundert zuvor hatte der Dichter Heinrich von Kleist in seiner Novelle vom Marionettentheater eben diesen Umweg über den Geist als einzige Möglichkeit für den Menschen aufgezeigt, das Paradies wiederzugewinnen; wiewohl er für sich selbst diese Möglichkeit nicht sah – er erschoß sich 1811 am Berliner Wannsee. Doch die Idee, von Romantikern noch verklärt, lebte weiter, und in der Jugend des ausgehenden 19. Jahrhunderts fand sie vermutlich mehr Anhänger als je zuvor.

Franz Marc, das Foto zeigt ihn um 1913, nahm das Dasein nicht leicht und war mit sich und seinen Bildern oft unzufrieden. Was steckt hinter den Dingen? Diese Frage beschäftigte ihn zeitlebens

Denn die Zeit, in die Franz Moritz Wilhelm Marc am 8. Februar 1880 hineingeboren wird, ist eine Zeit zerbrechender Ordnungen und der „Umwertung aller Werte", um ein Wort des Philosophen Friedrich Nietzsche zu gebrauchen.
Die Technik macht atemberaubende Fortschritte: Graham Bell baut ein brauchbares Telefon, Otto den Viertakt-Benzinmotor, Werner von Siemens die elektrische Lokomotive; Edison errichtet in New York das erste Elektrizitätswerk, ein Luftschiff fliegt mit Elektromotor; de Laval konstruiert die Dampfmaschine und Maxim das Maschinengewehr; Hollerith erfindet die Lochkartenapparatur und Berliner das Platten-Grammophon . . . Die Industrialisierung verändert die Welt, verändert das Leben.
„Das Kapital" von Karl Marx erschüttert die gesellschaftliche Ordnung, Nietzsche entlarvt die bürgerliche Moral, stellt das Christentum in Frage; Sigmund Freud öffnet mit seiner Psychoanalyse den Blick in die Abgründe der menschlichen Seele. Wo sind noch feste Maßstäbe, wo noch

Maria und Franz Marc mit ihrem Hund „Russi" im oberbayerischen Sindelsdorf. 1910 hatte der Maler das Atelier in München aufgegeben und war aufs Land gezogen

IN KUNSTDINGEN BEGREIFT MAN ERST, WENN MAN DAFÜR REIF IST

FRANZ MARC

Das Ehepaar Marc und seine Freunde: Die Gruppenaufnahme von 1911 zeigt die Marcs mit Bernhard Koehler, Heinrich Campendonck, Thomas von Hartmann und, sitzend, Wassily Kandinsky. Das letzte Foto: Leutnant Marc auf Fronturlaub, 1915. Er fiel im März des folgenden Jahres. Sein Grab liegt im Park des Schlosses Gussainville

sichere Werte, an denen der Mensch sich aufrichten, ausrichten kann?

Der Münchner Franz Marc wächst mit seinem drei Jahre älteren Bruder Paul in einer gutbürgerlichen Familie auf; der Vater stammt aus einer bayerischen Beamtenfamilie, die Mutter ist eine Elsässerin.

Nach dem Abitur wird Franz Marc zur militärischen Ausbildung einberufen. Die Begegnung mit einer anderen Welt verändert ihn, so glaubt er, völlig. „Meine Vergangenheit ist in meiner Erinnerung zu meiner eigenen Verwunderung wie ausgelöscht", gesteht er 1900 seinem Bruder Paul. „Das Militärjahr kam genau zur rechten Zeit, als mein früheres Leben notwendig eines Interregnums (einer kaiserlosen Zeit) bedurfte, um sich unvermerkt in etwas ganz Neues umzuwandeln."

Den Plan, Priester zu werden, gibt er nun endgültig auf. Infolge „Erziehung und Umgebung und eigener Veranlagung", teilt er seinem geistlichen Freunde Schlier mit, sei er zwar immer halbwegs Geistlicher und halbwegs Philologe gewesen. Doch nun habe er sich entschieden, zu werden, was „ich mein Leben lang immer schon war", nämlich Künstler. Er schreibt sich an der Münchner Akademie ein, um Malerei zu studieren.

Im Mai 1903 lädt der wohlhabende Kunststudent Friedrich Lauer ihn zu einer Frankreichreise ein. Sie dauert bis Ende September und bewirkt, daß Franz Marc auf den weiteren Besuch der Akademie verzichtet – er will selbständig seinen Weg suchen. 1904 bezieht er ein Atelier in der Münchner Kaulbachstraße. Im Sommer malt er auf der Staffelalm oberhalb von Kochel. Erste Pferde- und Hundebilder entstehen, aber noch ist er unendlich weit entfernt von dem Stil, der ihn von allen anderen unterscheiden wird. Der Künstler Marc tut sich schwer – und der Mensch genauso.

Er verliebt sich in die verheiratete Malerin Annette von Eckardt. Die Beziehung, obwohl Ende 1905 abgebrochen, belastet beide sehr. Im Juni 1906 schreibt er an Paul: „Das Leben hat gegenwärtig für mich keinen anderen Sinn als den, es durch meine Malerei zu übertönen (eigentlich müßte ich sagen zu übermalen) und alle leidenschaftlichen Lebensinstinkte zu ersticken. Ich bin nervös und schwermütig; je weniger einsiedlerisch mein Leben scheint, desto einsamer ist es . . ." Und in einem anderen Brief heißt es: „Die Malerei muß mich von meiner Angst befreien." Da klingt sein großes Thema an: Harmonie.

Um Harmonie zu schaffen, ist er sogar bereit, sich in jugendlichem Idealismus selbst zu opfern. So muß man wohl seine Heirat mit Marie Schnür am 26. März 1907 beurteilen. Marie Schnür hat einen Sohn von einem Münchner Maler, der sie aber nicht heiraten will. Das Kind ist bei ihren Eltern untergebracht. Marie Schnür möchte den Buben gern selbst erziehen; doch das gestattet die auf ordentliche Verhältnisse bedachte Obrigkeit nur, wenn die Mutter verheiratet ist. Franz Marc geht mit ihr zum Standesamt und fährt am Hochzeitsabend allein nach Paris, „um die schwankende, geängstete Seele vor den wunderbaren Werken van Goghs zu beruhigen".

Es gibt viele Gründe für einen jungen Menschen, nach unverrückbaren sittlichen Normen, nach ewigen, unveränderlichen Werten zu suchen. Ausgelöst wird diese Suche meist durch eine eher banale Erfahrung, durch eine Enttäuschung, die ihm von anderen Menschen bereitet wird. Diese banale Ursache nimmt den höchsten Gedanken nichts von ihrem Wert und ihrer Bedeutung.

Als Franz Marc die Ehe mit Marie Schnür schließt, hat er bereits eine sehr enge Beziehung zu der vier Jahre älteren Maria Franck, und Marie weiß das auch. Sie hat Marc wohl versprochen, ihn wieder freizugeben, denn sie will ja nur heiraten, um ihr Kind zu sich nehmen zu dürfen. Doch daran mag sie sich nach der Trauung nicht mehr so recht erinnern. Kurzum, als die Ehe 1908 geschieden wird, wegen Ehebruchs – begangen von Franz Marc. Und dieses Urteil macht es ihm erst einmal unmöglich, die von ihm wirklich geliebte Maria Franck zu heiraten.

Auch die wirtschaftliche Situation ist düster. Er sucht Schüler, die er in anatomischem Zeichnen unterrichten will. Der Zulauf ist gering. Mit dem Verkauf von Bildern hat er ebensowenig Erfolg wie mit Bronzeplastiken. Im Januar 1909 schreibt er an Maria: „Einmal muß bei mir das Verdienen doch angehen. Ich schicke meine Plastiken bis nach Rußland etc. und will doch sehen, ob sich nichts machen läßt . . ." Im Mai dieses Jahres ziehen sie zusammen nach Sindelsdorf.

Auf der Flucht aus seinem Alltag, an dem er leidet, auf der Suche nach einem letzten Sinn des Lebens, nach dem Urgrund des Seins, von dem die Erscheinungen dieser Welt nur Abbilder sind, ist Franz Marc schon in den Jahren zuvor auf das Tier gekommen. Das Tier, das seiner selbst nicht

Bitte umblättern

GOTT SCHUF DIE WELT UND STELLTE SIE ZUR DISKUSSION

FRANZ MARC

„Ich werde jetzt versuchen, mir mit Bronceplastiken Geld zu machen": 1908/09 schuf Marc das Wachsmodell dieser 16,4 cm hohen Figuren innerhalb von zwei Tagen

Fortsetzung von Seite 19

bewußt im völligen Einklang mit der umgebenden Natur lebt, unschuldig, weil es ohne Bewußtsein keine Schuld gibt, eingebettet und geborgen in der Schöpfung. So, wie es auch der Mensch in paradiesischen Urzeiten gewesen war, ehe ihm das furchtbare Geschenk der Erkenntnis zuteil wurde. Kann die Kunst den Weg zurück weisen?

Sein Gemälde „Orpheus bei den Tieren" von 1907/08, ein Entwurf für einen Wandteppich, läßt ahnen, welche Vorstellungen den Maler bewegten: Löwen, Hirsche, Pferde, Giraffen und anderes Getier folgen dem sagenhaften Dichter Orpheus, der die Leier spielend dahinwandelt – friedlicher Lebensweg aller Schöpfung zum gemeinsamen Ziel.

„Die Gattung »Mensch«, das Tier »Mensch« darzustellen; das animalische, mächtige, das Blut . . . die Menschen mit ihrem rinnenden Blut, ihrem schwermütigen Blut, die sich als »Frucht der Erde« fühlen, die will ich darstellen", heißt es in einem seiner Briefe aus jenem Jahr. Und in einem anderen: „Ich male überhaupt nur mehr das Allereinfachste, denn nur in dem liegt die Symbolik, das Pathos und das Geheimnisvolle in der Natur."

In den von Klaus Lankheit 1978 herausgegebenen Schriften Franz Marcs befindet sich ein kleiner Aufsatz „Über das Tier in der Kunst", verfaßt im April 1910. „Meine Ziele liegen nicht in der Linie besonderer Tiermalerei. Ich suche einen guten, reinen und lichten Stil, in dem wenigstens ein Teil dessen, was mir moderne Maler zu sagen haben werden, restlos aufgehen kann . . . Ich suche mich pantheistisch einzufühlen in das Zittern und Rinnen des Blutes in der Natur, in den Bäumen, in den Tieren, in der Luft . . . Ich sehe kein glücklicheres Mittel zur »Animalisierung der Kunst« als das Tierbild . . . Meine Plastik ist ein tastender Versuch nach derselben Richtung. Das Kreisen des Blutes in den beiden Pferdekörpern, ausgedrückt durch die mannigfachen Parallelismen und Schwingungen in den Linien. Der Beschauer sollte gar nicht nach dem »Pferdetyp« fragen können, sondern das innerlich zitternde Tierleben herausfühlen."

In diesem Jahr 1910 trifft er den Künstler, der ihn erst eigentlich die Farbe sehen lehrt: den Rheinländer August Macke (geboren 1887, gefallen 1914 in Frankreich). Und er wird Mitglied der Neuen Künstlervereinigung München, der Gruppe um Wassily Kandinsky, mit dem er 1911 den Almanach „Der blaue Reiter" herausgibt.

Die 1905 von Bleyl, Heckel, Kirchner und Schmidt-Rottluff in Dresden gegründete „Brücke" und der „Blaue Reiter" sind die wesentlichen Vereinigungen expressionistischer Künstler in Deutschland; wobei der „Blaue Reiter" kein wirklicher Verein, sondern nur der Titel ist, unter dem gleichgesinnte Maler ihre Werke ausstellen. Neben Marc, Macke, Campendonck und Kandinsky, dem „Ideologen" der Gemeinschaft, gehören noch Jawlenski, Gabriele Münter, Alfred Kubin und Paul Klee dazu. Begonnen hat alles mit Kandinskys Schrift „Über das Geistige in der Kunst" 1910, nach der ein Künstler nur noch der „inneren Notwendigkeit" verpflichtet ist. Das heißt, er ist unabhängig von den Bildern der Natur, er kann sich ganz dem Ausdrucksvermögen der Farben überlassen. Eine revolutionäre Auffassung von Kunst. In diesem Geist arbeiten die Maler des „Blauen Reiter", mit dem von Franz Marc so formulierten Ziel: „Der Zeit Symbole zu schaffen, die auf die Altäre der kommenden geistigen Religion gehören".

August Macke wird bald sein engster Freund. Gemeinsam forschen sie der großen Frage nach: Was drückt die Farbe aus, die Farbe für sich?

Am 12. Dezember 1910 erläutert Marc in einem Brief: „Blau ist das männliche Prinzip, herb und geistig. Gelb das weibliche Prinzip, sanft, heiter, sinnlich. Rot die Materie, brutal und schwer. Mischst Du zum Beispiel das ernste geistige Blau mit Rot, dann steigerst Du das Blau bis zur unerträglichen Trauer, und das versöhnende Gelb, die Komplementärfarbe zu Violett, wird unerläßlich. Mischst Du nun aber Blau und Gelb zu Grün, so weckst Du Rot, die Materie, die »Erde« zum Leben . . ."

So glaubt, hofft der Maler, durch Formen und Farben dem Menschen das tief in ihm verschüttete Wissen um die große Ordnung der Schöpfung wieder bewußt machen zu können: „Die Sehnsucht nach dem unteilbaren Sein, die Befreiung von den Sinnestäuschungen unseres ephemeren (rasch vorübergehenden) Lebens ist die Grundstimmung aller Kunst. Ihr großes Ziel ist, das ganze System unserer Teilempfindungen aufzulösen, ein unirdisches Sein zu zeigen, das hinter allem wohnt, den Spiegel des Lebens zu zerbrechen, daß wir in das Sein schauen."

Die Farbe als Schlüssel zum Verständnis der letzten Dinge – nur bei solcher Betrachtung ist es möglich, sie von der Natur zu lösen, Pferde blau, Kühe rot und gelb, Schafe grün zu malen. In den folgenden fünf Jahren schafft Marc aus dieser Sicht Bilder von so persönlichem Ausdruck, daß seine Kunst unverwechselbar wird.

Die nächste Stufe ist folgerichtig die abstrakte, die gegenstandslose Darstellung, Ausdruck allein durch Farben. Doch da bricht der Krieg aus. Marc meldet sich freiwillig – in dem naiven Glauben, „das alte Europa könnte nur so gereinigt werden". Idealistische Weltfremdheit, Wirklichkeitsferne eines Künstlers, der an den Sieg des Geistes über die Materie auf Erden glaubt – mit Hilfe der Kunst. Franz Marc fällt am 4. März 1916, nachmittags um vier Uhr vor Verdun. Seine Gedanken, das große Geistige – die Zeit ist darüber hinweggegangen. Seine Bilder werden bleiben – Abglanz jener großen Harmonie, nach der sich Menschen sehnen, selbst wenn es ihnen nicht bewußt ist.

Dr. Bernhard Naeling

Fotos: Bildarchiv Alexander Koch (5)

Eine bezaubernde Bereicherung
- Ihres geschmackvollen Heims.

4 gerahmte Blumenstilleben für nur 59.-

Aus der Serie weltbekannter alter Meister stellen wir Ihnen Jan Bruegel d.Ä. (Blumenbruegel) mit vier seiner berühmtesten Blumenstilleben aus dem 16. Jahrhundert vor.

In Zusammenarbeit mit Museen in Wien und München entstanden diese außergewöhnlichen Reproduktionen der über 300jährigen Blumenstilleben.

Die mit sieben Farben wiedergegebenen Originalreproduktionen sind in dekorativer messingveredelter Rahmung unter bruchsicherer Acrylglasscheibe geschützt. Format 29 x 39 cm.

Wir liefern diese Bilder in Deutschland versandkostenfrei.

Wenn Sie Nachnahme wünschen, beträgt die Gebühr der Zahlkarte DM 1,20.

Bei Scheckbezahlung bitte nur DM 59,– einsenden.

Rückgaberecht innerhalb von 14 Tagen.

Hamburger Verlag für Bild und Form
Blücherstr. 7–9 · 2000 Hamburg 50
Postfach 50 07 80

Für telefonische Bestellungen nutzen Sie bitte unseren ☎-Service: (040) 38 16 61. Bestellnummer: Blumen B 2

BESTELLSCHEIN

Hamburger Verlag für Bild und Form, Postfach 50 07 80, 2000 Hamburg 50.
Ich bestelle hiermit diese vier gerahmten Blumenstilleben von Bruegel für nur DM 59,– inklusive Verpackungs- und Versandkosten.
Rückgaberecht innerhalb von 14 Tagen.

Name (bitte in Blockschrift) _____ Vorname _____

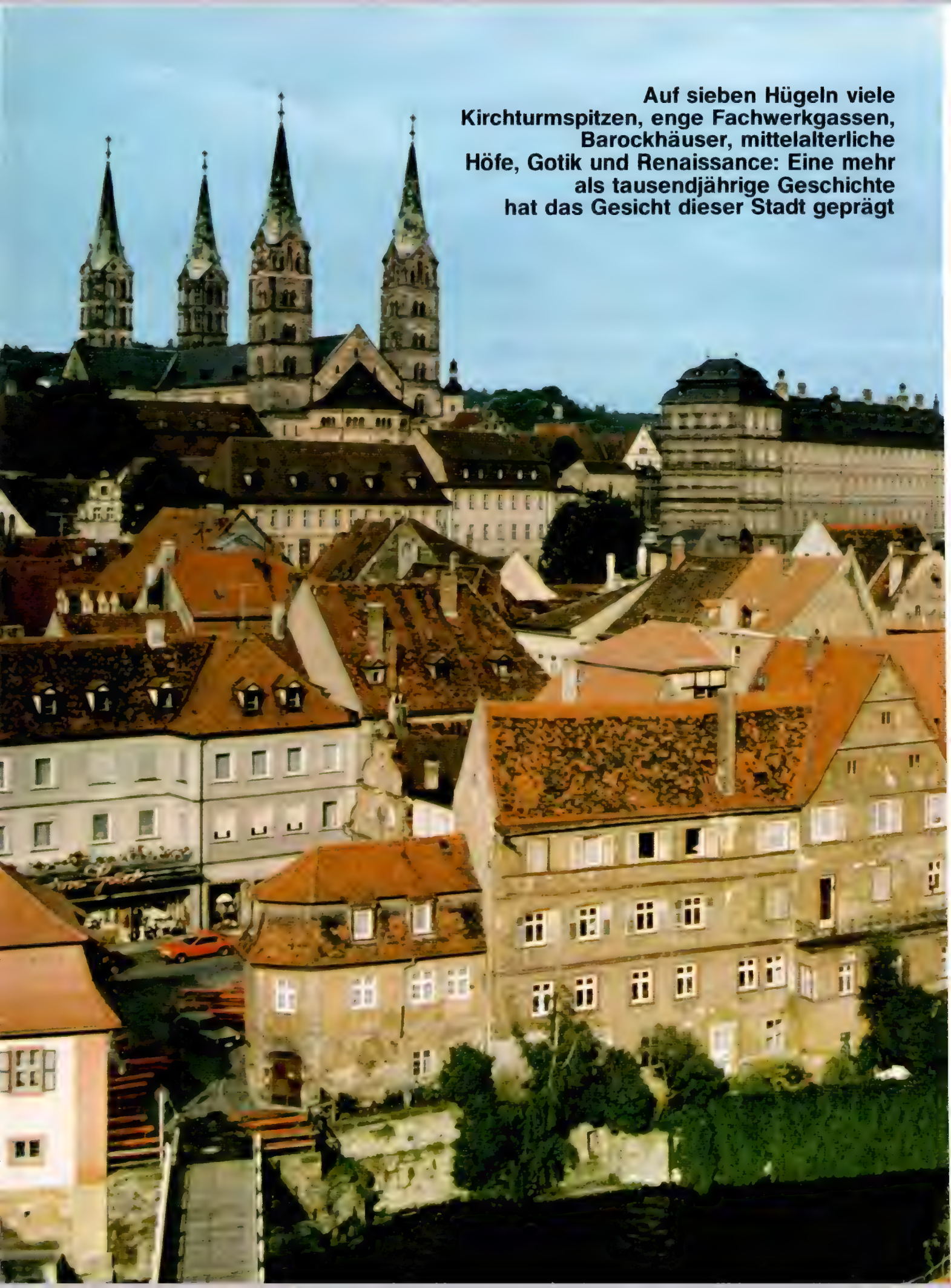
Straße und Hausnummer _____

Postleitzahl/Ort _____

☐ per Nachnahme
☐ Scheck liegt bei
☐ Auslandsbestellungen plus Portomehrkosten möglich

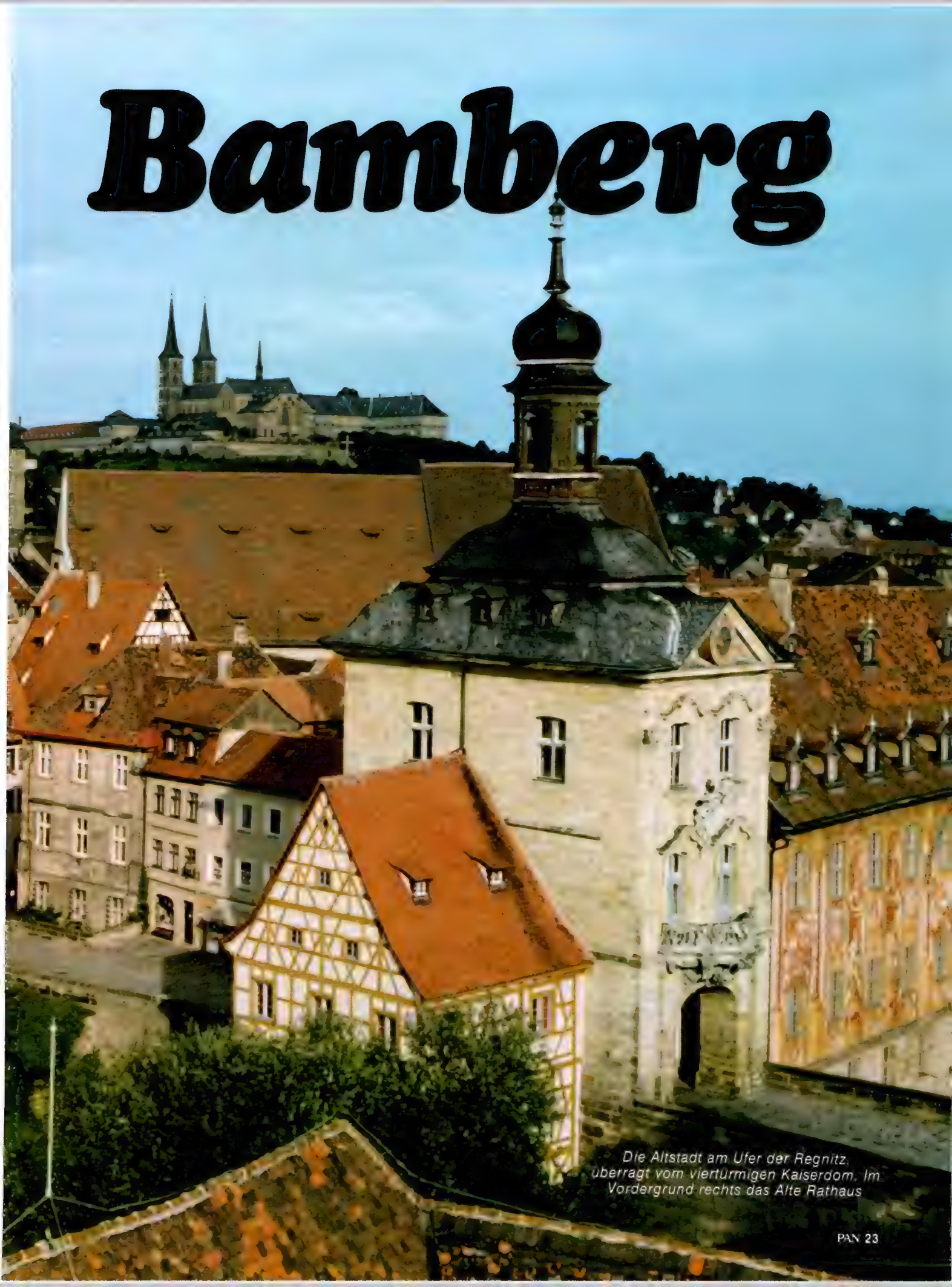
Bestellnummer
Blumen B 2
PAN 11/81

Auf Postkarte geklebt 50 Pf oder im Briefumschlag 60 Pf



Auf sieben Hügeln viele Kirchturmspitzen, enge Fachwerkgassen, Barockhäuser, mittelalterliche Höfe, Gotik und Renaissance: Eine mehr als tausendjährige Geschichte hat das Gesicht dieser Stadt geprägt

Bamberg



Die Altstadt am Ufer der Regnitz, überragt vom vierturmigen Kaiserdom. Im Vordergrund rechts das Alte Rathaus

Der Dom: die Krone der Bischofsstadt

Wo schon Heinrich II. (973–1024) ein Gotteshaus errichten ließ, entstand zur Stauferzeit zwischen 1215 und 1237 der romanisch-gotische Dom St. Peter und St. Georg; das Werk von vier Bauhütten

Weltberühmt und rätselvoll: der Bamberger Reiter. Man weiß weder, wer ihn geschaffen hat noch wen das steinerne Bildnis darstellt

Von gotischem Gestühl umgeben: das einzige Papstgrab nördlich der Alpen. Hier ruht Klemens II., Papst von 1046 bis 1047

Das Fürstentor ist das prächtigste Portal des Bamberger Doms. Über dem Eingang, im Tympanon, ein Relief des Jüngsten Gerichts

Tilman Riemenschneider vollendete 1513 den Sarkophag Kaiser Heinrichs II. und dessen Gemahlin Kunigunde. Hier das Porträt des Herrschers

Blick vom Rosengarten der Neuen Residenz auf St. Michael, im Jahre 1015 gegründet

Prächtige Skulpturen von Pankraz Wagner schmücken das Tor zur Alten Hofhaltung

Die Kanzlei der Alten Hofhaltung. Erasmus Braun schuf das Renaissance-Bauwerk

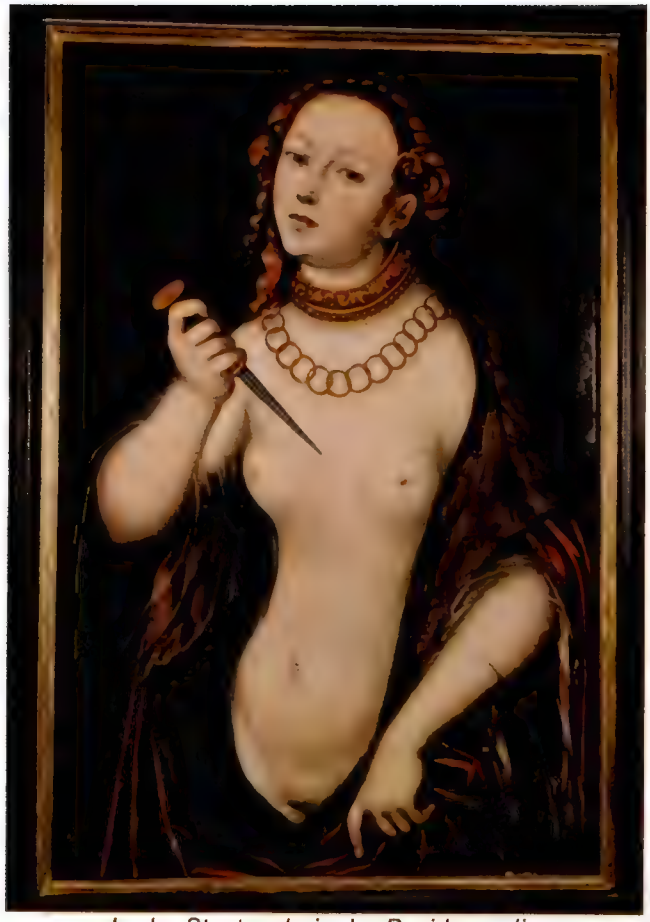
Vor der mit Fresken bemalten Wand des Alten Rathauses steht auf der oberen Brücke über die Regnitz diese Kreuzigungsgruppe. Der Barockbildhauer J. L. Gollwitzer schuf sie um das Jahr 1715

Ein Rathaus zwischen Bürgern und Klerus

Gleich einem Schiff liegt das Alte Rathaus auf einer künstlichen Insel aus Pfahlrosten in der Regnitz. 1467 wurde das Gebäude, das die Bürgerstadt vom Domberg trennt, errichtet, 1744 bis 1756 von Michael Küchel barock umgestaltet

Wohnsitz der kirchlichen Würdenträger

Die Neue Residenz, 1604 begonnen, 1704 von Johann Dientzenhofer (1665–1726) vollendet, diente Bischöfen und Fürstbischöfen als Wohnung. Das Chinesische Kabinett verbindet Audienzzimmer und Kapelle.



In der Staatsgalerie der Residenz: die „Lucretia" des Renaissance-Meisters Lucas Cranach des Älteren (1472–1553)

An diesem Schreibtisch im Gesellschaftszimmer der Neuen Residenz unterzeichnete Napoleon am 6. 10. 1806 die Kriegserklärung an Preußen

Das Prunkstück des Palastes ist der Kaisersaal im zweiten Obergeschoß. Der Würzburger Hofmaler Melchior Steidl malte ihn zwischen 1707 und 1709 mit perspektivisch gestalteten Fresken aus und bewirkte damit, daß der verhältnismäßig niedrige Saal weitaus höher erscheint, als er in Wirklichkeit ist

„Klein-Venedig" an der Regnitz. Die direkt an den Fluß gebauten Fischerhäuschen zählen zu den romantischen Sehenswürdigkeiten Bambergs und locken bei Tag und Nacht Besucher an. Am letzten Wochenende im August jeden Jahres werden die alten Häuser herausgeputzt – für das Fest der Sandkirchweih

Das feucht-fröhlichste Ereignis bei der „Sandkerwa" ist das „Fischerstechen", das vor der malerischen Kulisse von „Klein-Venedig" ausgetragen wird. Die Widersacher versuchen sich gegenseitig mit langen Stangen ins kühle Naß zu befördern – zum eigenen Ruhm und zum Gaudium der Zuschauer

„Sandkerwa“, das große Fest in der Altstadt

Sand heißt der schmale Streifen zwischen Regnitz und Dom, auf dem einst die ersten Bürger siedelten. Und dort wird alljährlich von Tausenden die Sandkirchweih gefeiert, das größte Volksfest der Stadt

Der Traum des Kaisers vor 1000 Jahren: Bamberg – ein deutsches Rom

Am Anfang waren die Babenberger. Das ostfränkische Grafengeschlecht, nach dem Familienmitglied Graf Poppo gelegentlich auch die Popponen genannt, hatte sich auf einem Hügel an der Regnitz niedergelassen, dem jetzigen Domberg. Weit schweifte der Blick vom Castrum Babenberg über das Tal bis zu den Haßbergen im Norden, den Bergen des Jura im Osten und dem Steigerwald im Westen – wenn man den Horizont mit den heutigen Namen absteckt. Über all dies und noch mehr waren die Babenberger die Herren.

Doch da gab's auch noch die Konradiner, denen das schöne Frankenland ebenso gefiel und die fanden, ihnen stünde die Herrschaft besser an. So kam es zur Babenberger Fehde, die von 902 bis 906 dauerte und tatsächlich damit endete, daß die Konradiner die Ersten im Lande wurden. Und nicht nur dort: Ein halbes Jahrzehnt später wurde ihr Herzog Konrad der erste deutsche König.

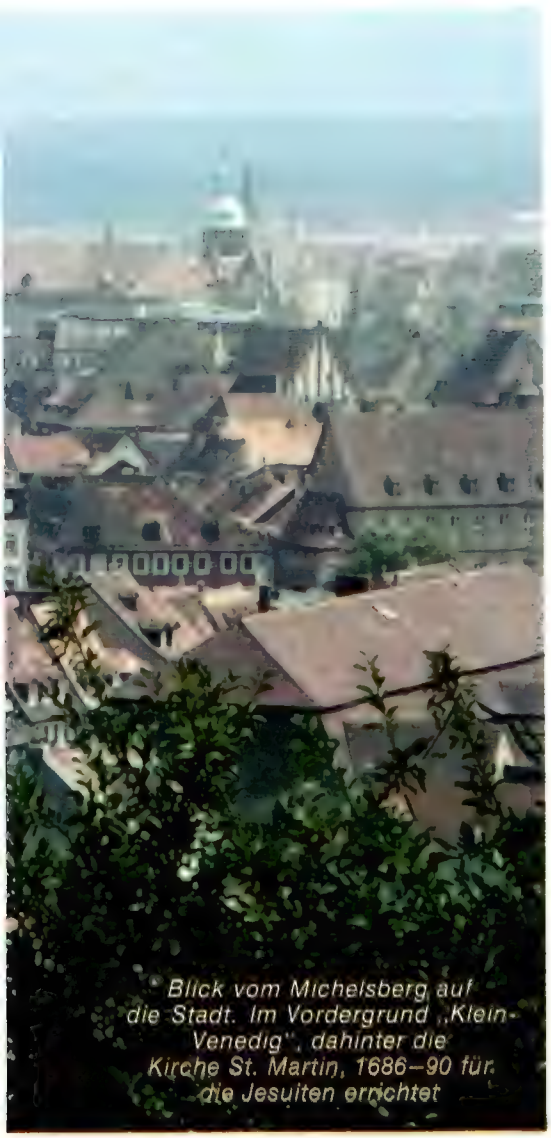
Aber auch dieses Geschlecht regiert längst nicht mehr, als der Bayernherzog Heinrich der Zänker (er regierte 955/76 und 985/95) die Burg Babenberg übernimmt. Er vererbt sie weiter an seinen Sohn Heinrich II., 1002 König, ein Dutzend Jahre danach Kaiser. Der baut das Castrum Babenberg aus und schenkt es seiner Gemahlin Kunigunde, die später wie er selbst heiliggesprochen wird.

Heinrich liebt diese Burg, hier ist er zu Hause. Und hier, im Grenzraum des Ostfrankenreichs, will er regieren. Sein Vorgänger, Otto III., hatte noch von der Erneuerung des römischen Kaisertums geträumt. Der Plan, den politischen Schwerpunkt des Reiches nach Rom zu verlegen, war gescheitert.

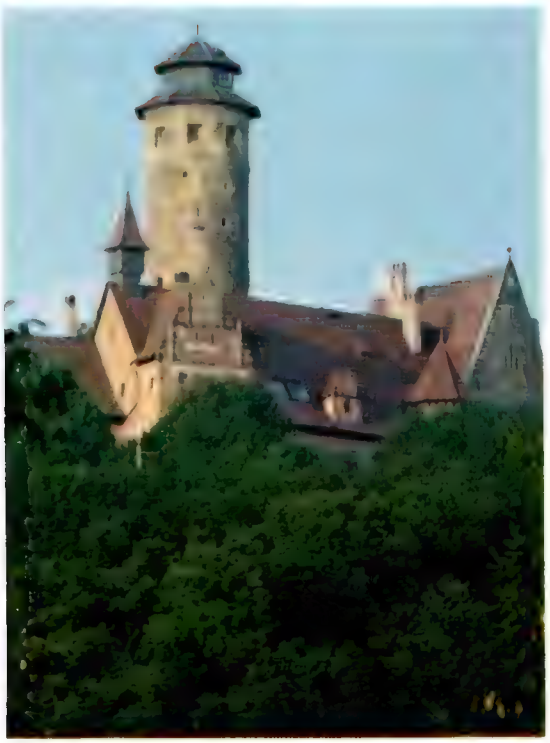
Heinrich hat daraus gelernt. Sein Traum: Ein Rom im eigenen Land. Kurzerhand erklärt er Bamberg zu seiner Reichshauptstadt. Am Allerheiligentag des Jahres 1007 kommt der König seinem Ziel näher: Bamberg wird Bistum, Kanzler Eberhard erster Bamberger Bischof.

Geschickt drängt Heinrich weiter.

Der Geheime Hofrat Johann Ignaz Tobias Böttinger ließ zwischen 1716 und 1722 das Wasserschloß Concordia bauen; ein Palast von barocker Pracht und fast venezianischer Großzügigkeit



Blick vom Michelsberg auf die Stadt. Im Vordergrund „Klein-Venedig", dahinter die Kirche St. Martin, 1686–90 für die Jesuiten errichtet



Auf dem höchsten der sieben Bamberger Hügel: die Altenburg – 1901 neu erbaut

Unter seiner Regie entstehen Dom und Königspfalz; die Klöster und Kollegiatsstifte St. Stephan, St. Michael, St. Gangolf und St. Jakob werden gegründet. Mit dem Bau der Domschule erhebt der König seine nunmehr schon geistliche Metropole auch zur geistigen. Die „Tattermannsäule" vor der Kaiserpfalz – Heinrich wird 1014 zum Kaiser gekrönt – symbolisiert den „Erdnabel". Bamberg, die „Stadt der Mitte".

Doch damit nicht genug. Papst Benedikt VIII. reitet eigens von Rom nach Bamberg, um Kaiser Heinrich II. den Sternenmantel umzulegen. Der Träger gilt als Beauftragter des Herrn in der Leitung der Welt.

Der Sternenmantel – im Diözesanmuseum zu besichtigen – ist der Stadt erhalten geblieben. Nur der „Erdnabel" verrutschte im Lauf der Zeit . . .

1046 rückt das Bistum wieder in das Licht der Weltöffentlichkeit: Suidger, der zweite Bischof von Bamberg, besteigt als Clemens II. den Papststuhl. Seiner Heimatliebe verdankt Bamberg das einzige Papstgrab nördlich der Alpen.

Fast scheint es, der Dom sei dieser Ehre nicht gewachsen. 1081 fällt er den Flammen zum Opfer. Bischof Otto I., der heiliggesprochene Pommernapostel, widmet sich neben seinen Missionsreisen auch dem Wiederaufbau des Domes. Leider ist seine Mühe vergebens: 1185 erliegt der Dom erneut dem Feuer.

Anfang des 13. Jahrhunderts beginnt der ehrgeizige Bischof Ekbert von Andechs-Meranien mit dem dritten Dombau. Verschiedene Formen der Architektur und Plastik lassen deutlich die Arbeiten von vier Bauhütten erkennen, deren Leiter bis auf einen „magister operis Wortwinus" namentlich nicht bekannt sind. Runde 35 Jahre dauert es bis zur Vollendung des Meisterwerks: Ein Dom, dessen beherrschendes Gleichmaß fasziniert, obwohl der Stilwandel unverkennbar ist; so geht die romanische Wucht des mächtig gewölbten Ostchors wie durch Zauberhand in feingliedrige Frühgotik über.

Stilwechsel auch im Fürstenportal auf der Dom-Nordseite. Die frühgotische Darstellung des „Jüngsten Gerichts" versinnbildlicht mittelalterliche Gerechtigkeit: Papst, König und Bischof – mitten unter den Verdammten. Reges Interesse daran scheinen die spätromanischen Propheten und Apostel der Portalbucht zu hegen: Zumindest stehen die Apostel auf den Schultern der Propheten.

Durch das „Gericht des Herrn" geläutert, betritt der Besucher das Dom-Innere. Mauermassen, nüchtern grau, empfangen. Riesige Pfeilerarkaden und hohes Gewölbe strahlen erhabene Feierlichkeit aus. Das Stifterehepaar – Kaiser Heinrich II. und Kaiserin Kunigunde – ruht heiliggesprochen unter einem Filigranbaldachin. 14 Jahre – bis 1513 – hat Meister Tilman Riemenschneider gebraucht, um das 1,72 Meter hohe Kaisergrab aus marmorglattem Solnhofener Stein zu vollenden.

Links davon, am nordwestlichen Chorpfeiler, steht auf einer prachtvollen Blattmaske der „Bamberger Reiter". Ein unbekannter Baumeister der gotischen Bauhütte schuf das erste Reiterstandbild Deutschlands, dessen Identität Kunstexperten noch immer Kopfzerbrechen bereitet. Der edle Reiter, christlicher König und Ritter in einer Person. „Das Ziel seines nichts Nahes fassenden, weit voraus liegenden Blickes ist keine gemeine, erreichbare Wirklichkeit", deutet Alexander Freiherr von Reitzenstein.

Die Wirklichkeit, das war für Bamberg im 15. und 16. Jahrhundert Mord und Totschlag. Zuerst ein Bürgerkrieg. Der Anlaß: Ungleichheit vor dem Recht. So sind Bewohner der geistlichen Bezirke (Immunitäten) von allen bürgerlichen Pflichten befreit. Die sogenannten „Muntäter" erfreuen sich zwar an den Einrichtungen der Stadt, aber sie zahlen weder Steuern noch unterstehen sie der Stadtgerichtsbarkeit.

Als 1430 die Hussiten 15 Kilometer östlich von Bamberg stehen, bewahren nur hohe Brandschatzungszahlungen die unbefestigte Stadt vor der Verwüstung. Erbost fordern die Bürger den Bau einer Schutzmauer, wozu auch die Muntäter beitragen sollen. Die verweigern die Zahlung. Eine Konzilsdeputation entscheidet gegen die Bürger. Antwort der Städter: Sturm auf den Michelsberg und Verheerung des Klosters. Das Ergebnis lautet: Keine Bestrafung der Stadtbürger. Aber auch keine Beschneidung der Muntäter-Privilegien.

Knappe 100 Jahre später nehmen die Bürger erneut Anlauf, diesmal mit Hilfe der Bauern. Das schwäbische Bundesheer schlägt zurück. Die Rädelsführer werden hingerichtet, alle übrigen Rebellen mit hohen Geldbußen belegt.

Von den Zuständen der Zeit angeekelt, verfaßt Johann Freiherr von Schwarzenberg 1507 die Bamberger

Bitte umblättern

Bamberg, die „Stadt der Wunder und Träume aus Stein“

Figur auf der Unteren Brücke: die heilige Kunigunde, Schutzpatronin der Stadt

Fortsetzung von Seite 33

Halsgerichtsordnung. Das Werk – eine Verbindung von germanischem Strafrecht und humanistischem Gedankengut – will mehr empfehlen, weniger vorschreiben. Erstmals tauchen Begriffe wie Sicherungsverwahrung auf. Zwar sollen Ehebruch und Homosexualität noch mit dem Tod bestraft werden, Diebstahl aus Hungersnot dagegen läßt schon mildernde Umstände zu.

Der Freiherr möchte auch die Obrigkeit zu rechtmäßigem Handeln erziehen. Anfänglich freilich mit wenig Erfolg. Bambergs Hexenrichter zum Beispiel zeigen sich von humanistischen Ideen nicht beeindruckt. Bischof Georg Fuchs von Dornheim und sein Weihbischof Friedrich Förner lassen in speziell dafür eingerichteten Kammern foltern. Mehr als 600 Menschen fallen dem Hexenwahn zum Opfer.

Wahrscheinlich erscheinen die im Jahr 1632 einmarschierenden 18 000 Schweden den Bürgern als Erholung. General Tilly vertreibt zwar mit seinen „Kaiserlichen“ die fremden Truppen, aber nur um ein Jahr später selbst still und heimlich die Stadt für Herzog Bernhard von Weimar zu räumen. Bernhard – vom Schwedenkönig zum Herzog Frankens ernannt – setzt die alte Schreckensherrschaft fort. Er zwingt die Bamberger zur Huldigung seiner Person. Im Dom werden lutherische Gottesdienste abgehalten. Erst nach dem Friedensschluß 1648 leben Stadt und Hochstift wieder auf.

Mit der Schönborn-Ära bricht eine Bauepoche an. Bischof Lothar Franz von Schönborn (1693–1729) und sein Neffe Friedrich Carl (1729–46) bringen neue Formen und Farben in die Stadt. Balthasar Neumann, Jakob Küchel, Maximilian von Welsch, die Dientzenhofers – große Künstler des Reiches – gehen am Hofe ein und aus. Kirchen werden im Inneren neugestaltet, die Neue Residenz wird durch zwei lange Trakte erweitert. Das Rathaus erhält ein neues Äußeres, Palais und Statuen von wilder Bewegtheit entstehen. Auch Bürger verfallen der Prunksucht. „Böttingerhaus“ und „Concordia-Schloß“, Bauten des Geheimrats Johann Ignaz Tobias Böttinger, geben davon Zeugnis.

Mit Beginn des 19. Jahrhunderts endet die Geschichte des selbständigen geistlichen Fürstentums, des Hochstifts Bamberg. Am 28. November 1802 verkünden bayerische Wappen an den Stadttoren: Der Traum ist aus. Die Stadt der Mitte versinkt in Provinz.

Bambergs Bedeutung verliert sich rasch. Etliche Stifte und Klöster werden aufgelöst, Kunstwerke nach München geholt. Selbst die Erhebung zum Erzbistum 1818 bewirkt nicht viel. Ohne politischen und wirtschaftlichen Einfluß döst Bamberg vor sich hin.

Bis die Romantiker kommen. Bereits Johann Gottfried Herder (1744 – 1803) schwärmte beim Blick von der Altenburg, die auf dem höchsten der legendären sieben Hügel liegt: „Es ist die schönste Gegend der Welt.“ Das hatte vor dem Dichter auch schon der Fürstbischof Carl von Schönborn empfunden und die bereits im achten Jahrhundert urkundlich erwähnte Burg ausbauen lassen. Aber nicht für sich: Voller Dankbarkeit schenkte er sie seinem Leibarzt Friedrich Marcus, der sich in den beiden Rundtürmen wohnlich einrichtete und mit seinen Freunden hier manche fröhliche Stunde verbrachte. Auch der Dichter und Komponist Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (1776–1822) weilte oft wochenlang hier, komponierte, malte und schrieb; 1808 war er übrigens Musikdirektor in Bamberg.

Die romantische Schönheit, die Fülle architektonischer Meisterwerke machten Bamberg zur „Stadt der Wunder und Träume“. Daß sie es blieb, verdankt sie nach Überzeugung vieler Einwohner ihrer Schutzpatronin, der heiligen Kunigunde, die während der Weltkriege ihre schützende Hand über Bamberg hielt. Heute gilt die mehr als tausendjährige Stadt als ein Kunstwerk, das mit allen Mitteln erhalten werden muß, als eine fast einzigartige Kostbarkeit im Zeitalter von Stahl und Beton.

Unterhalb der Altenburg, auf dem Sauersberg, erinnert das letzte „Häckerhaus“ an den einst betriebenen Weinbau. Die Häcker (Winzer) wurden allerdings mit dem sauren Wein nicht lustig und schwenkten daher auf Hopfen um. Dem Bier sind die Bamberger ohnehin mehr zugetan, vor allem dem Rauchbier, einem dunklen, würzigen, untergärigen Märzenbier.

Überhaupt wird in der alten Bischofsstadt für die Einheit von Leib und Seele Sorge getragen. Zu den bekanntesten kulinarischen Genüssen gehören die „Hörnla“, sogar auf den Speisekarten der Ostafrika-Liniendampfer als „Bamberg Horns“ offeriert. Das heimische Landgericht bezeichnete in einem Verfahren die Hörnchen gar als „Spezialität von gewisser Berühmtheit“ und fordert zur Herstellung des Gebäcks die Verwendung von Butter, keinesfalls von Margarine. Und nach der Fronleichnamsprozession – als Überbleibsel des barocken religiösen Welttheaters wohl die prächtigste in Deutschland – vereinigt sich die weihrauchgeschwängerte Luft freundschaftlich mit dem dampfenden Duft der Bratwürste.

Die Bamberger feiern gern. Anläßlich der „Sandkerwa“ (Sandkirchweih) ergötzen sie sich alle Jahre wieder am traditionellen „Fischerstechen“: Vor der malerischen Kulisse der schmalen Fischerhäuschen am linken Regnitzarm stoßen sich die Widersacher mit Hilfe langer Stangen gegenseitig ins Wasser. Sieger ist, wem das Eintauchen erspart bleibt. „Eintauchen“ heißt übrigens in Bamberg „ditschen“. Tip für Genießer: Bamberger Hörnla vor dem Genuß in Kaffee ditschen.

Karin Kiessling

Fotos: Willy Kosak, Kinkelin, Stadtisches Fremdenverkehrsamt, Bamberg

Tabac Original
löst die Pflegeprobleme des aktiven Mannes.

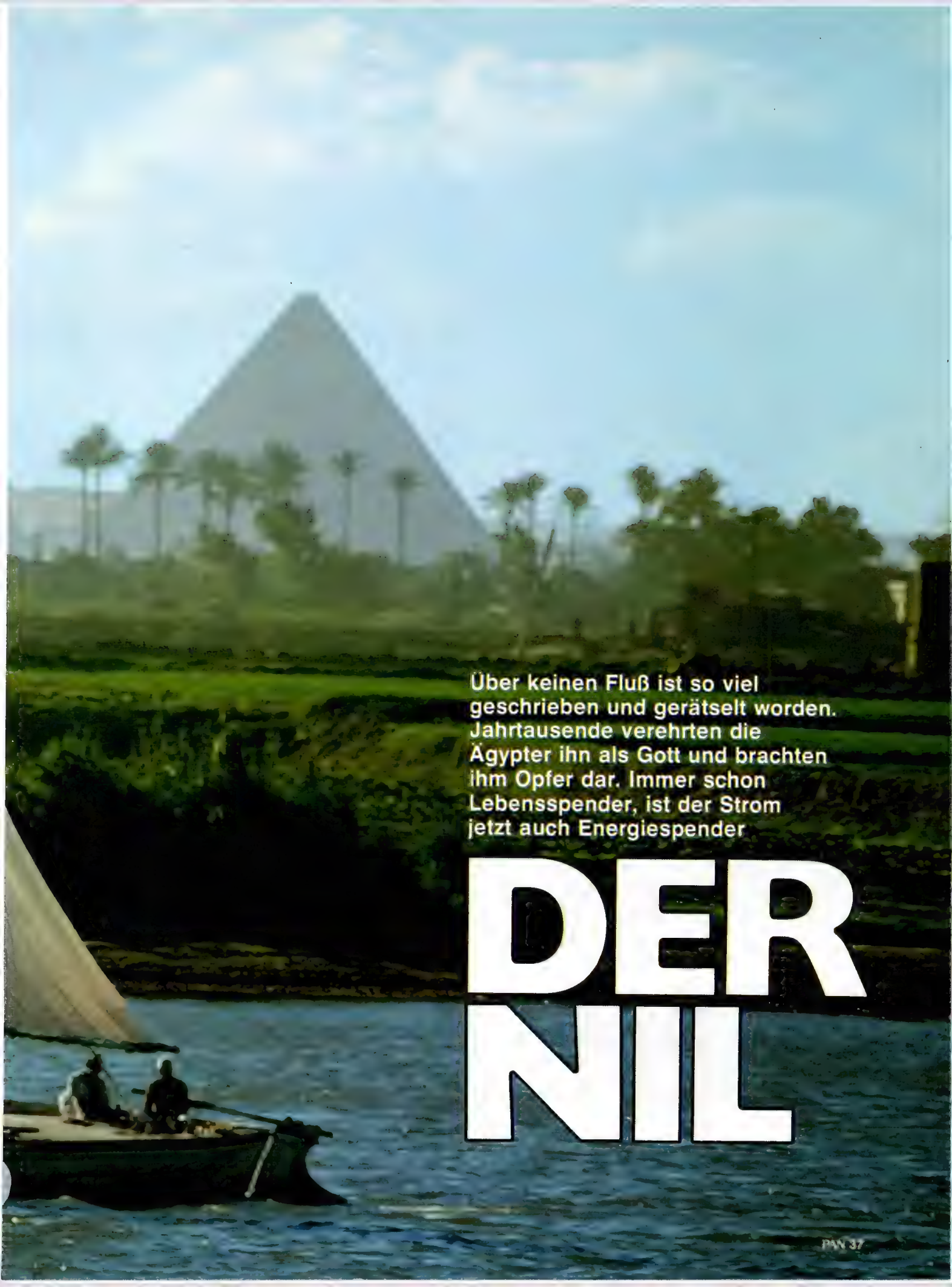
Tabac Original - zum Beispiel Rasur.

Wenn Sie es vorziehen, Ihre Rasur mit System und ein wenig Raffinement zu verfeinern, sind Sie mit Tabac Original auf der Seite des Erfolgs: Shaving Foam – für reichen, feinen Rasierschaum. Pre Electric Shave – zur richtigen Vorbereitung der Elektrorasur. Und schließlich After Shave Lotion – als prickelndes Finale einer vollendeten Rasur. Ganz gleich, wie Sie sich entscheiden, Tabac Original garantiert mehr Spaß an der Pflege – durch seinen individuellen Duft, seine reiche Auswahl und seine international geschätzte Qualität.

Tabac Original. Der individuelle Duft.

MAURER + WIRTZ

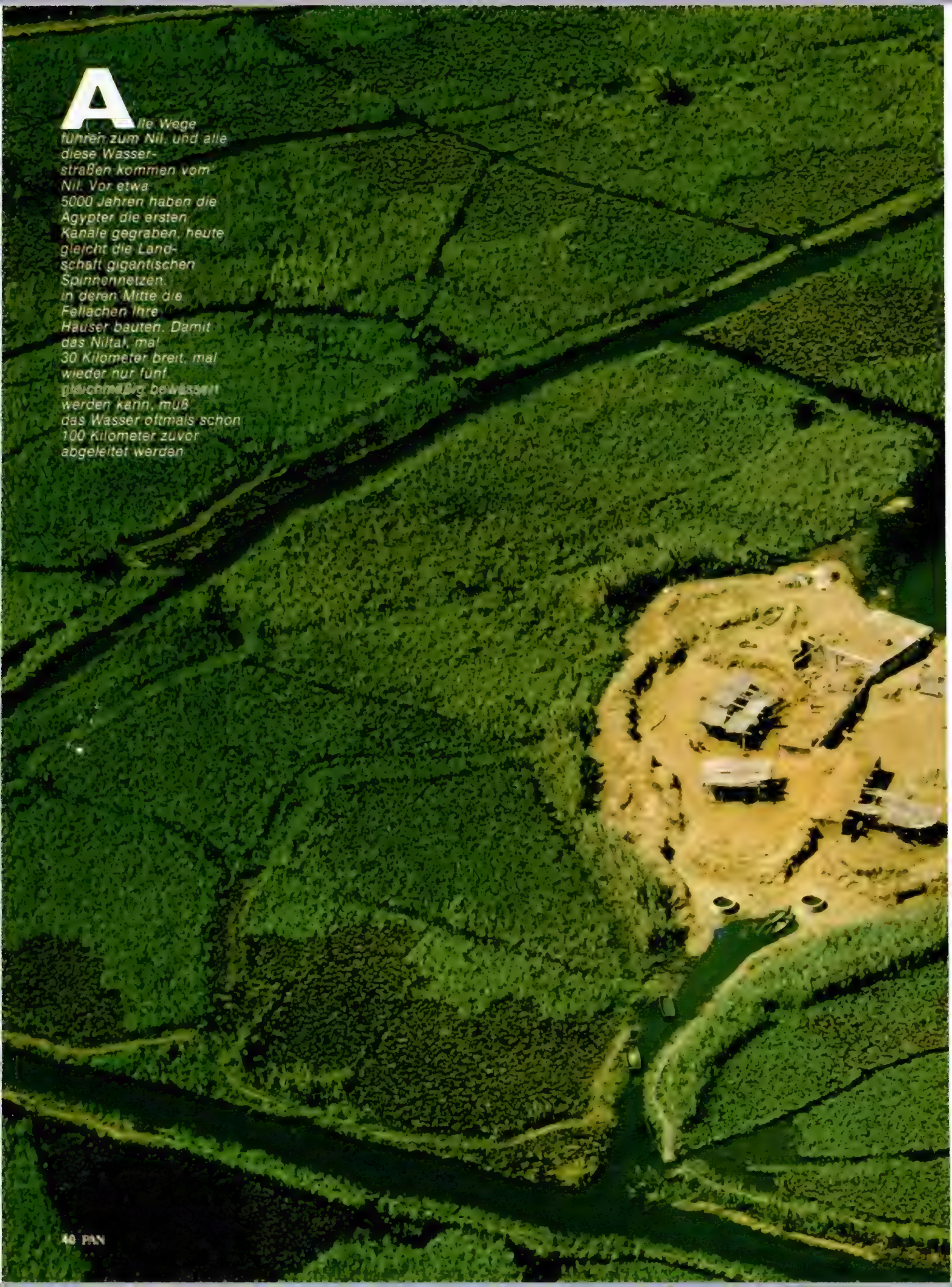
Der Nil hat eine große Vergangenheit. Ohne diesen Strom hätte es die Kultur des alten Ägyptens nicht gegeben und ohne ihn gäbe es auch keine Pyramiden von Gise. Auf dem Nil wurden die dafür benötigten Millionen Steinquader herbeigeschafft. Und noch heute sind die windgetriebenen Feluken das wichtigste Transportmittel auf dem Fluß



Über keinen Fluß ist so viel geschrieben und gerätselt worden. Jahrtausende verehrten die Ägypter ihn als Gott und brachten ihm Opfer dar. Immer schon Lebensspender, ist der Strom jetzt auch Energiespender

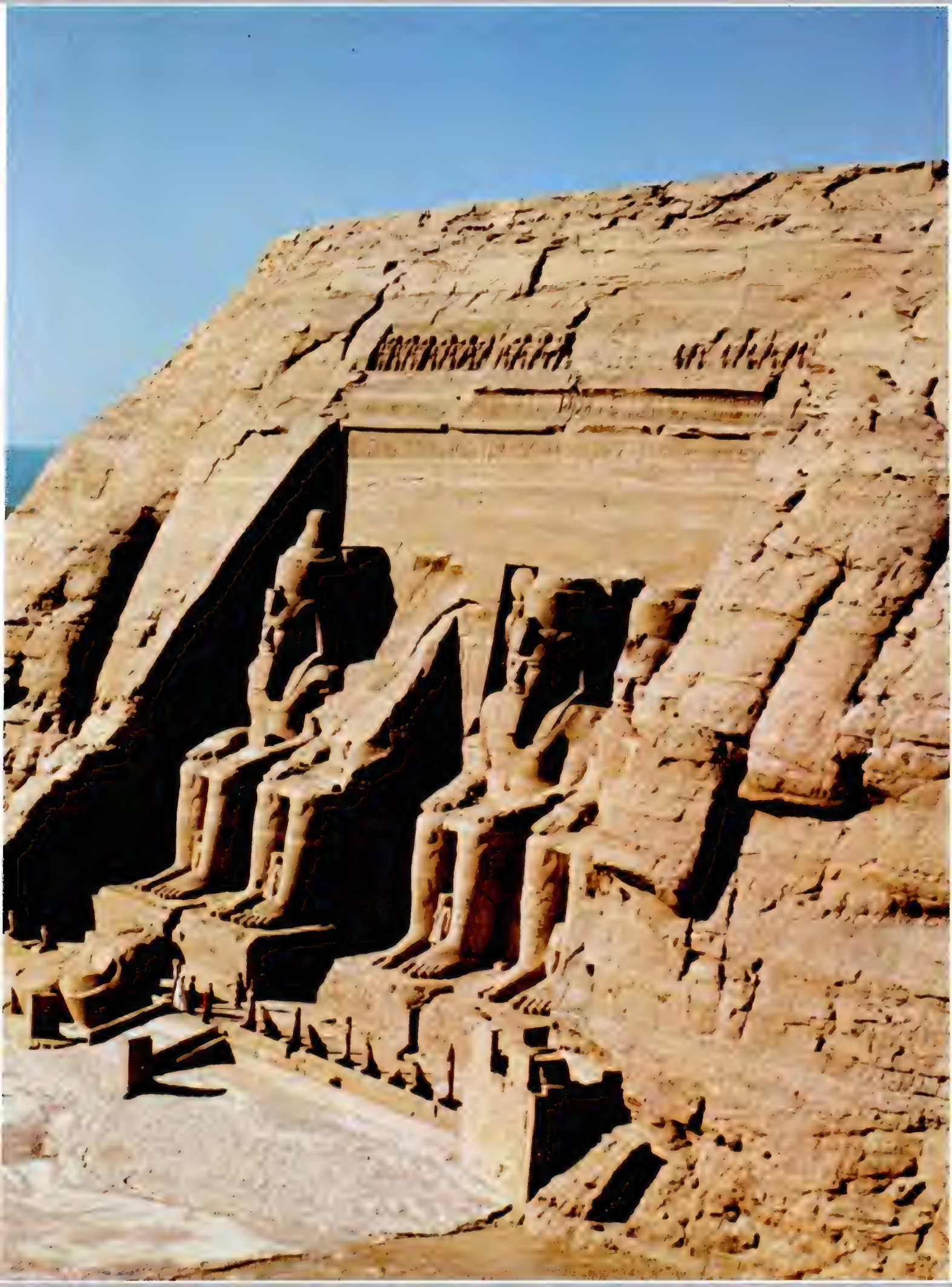
DER NIL

Einst galt es als Wunder, und noch heute grenzt es an ein Wunder: Das ganze Jahr über fällt im Niltal kaum ein Tropfen Regen, doch auf den Feldern wächst feinste Baumwolle, gedeihen Getreide, Mais, Reis, Zuckerrohr und Klee im Überfluß. Seit Jahrtausenden verdanken die Menschen in Ägypten diese Fülle dem Nil, der mit seinen Wassern ihren Feldern Leben spendet und zwei bis drei Ernten im Jahr möglich macht



Alle Wege führen zum Nil, und alle diese Wasserstraßen kommen vom Nil. Vor etwa 5000 Jahren haben die Ägypter die ersten Kanäle gegraben, heute gleicht die Landschaft gigantischen Spinnennetzen, in deren Mitte die Fellachen ihre Häuser bauten. Damit das Niltal, mal 30 Kilometer breit, mal wieder nur fünf, gleichmäßig bewässert werden kann, muß das Wasser oftmals schon 100 Kilometer zuvor abgeleitet werden

Ramses II. ließ um 1260 vor Christus zu Ehren der Götter Re-Harachte, Amun und Ptah am Nilufer vier Kolossalstatuen aus dem Sandsteinfels meißeln, 22 Meter hoch. 3200 Jahre später, eine der Figuren hatte als Folge von Verwitterungen bereits Kopf und Schultern verloren, bedrohten die Fluten des hinter Assuan gestauten Stromes den Reichstempel Abu Simbel. Zwei Jahre dauerte die größte Umzugsaktion aller Zeiten, dann war das Heiligtum des Pharao 64 Meter höher auf sicheres Land versetzt



Neuerungen kommen bei den Nilbauern nicht an. Schon zu Zeiten der Pharaonen bauten sie ihre Häuser aus luftgetrockneten Nilschlammziegeln – die in den kalten Nächten die Wärme halten, an den heißen Tagen dagegen kühl bleiben

Die Zeit scheint stehengeblieben zu sein in Ägypten. Wie in Urzeiten bestellen die Fellachen ihre Felder mit Ochsengespannen und Holzpflügen

Wie eh und je drehen entlang der Nilufer Ochsen die Schöpfräder, mit denen auch höher gelegene Felder bewässert werden

Viele Jahre lang schlug sich der Grieche Herodot, der „Vater der Geschichtsschreibung", mit einem ihn heftig bewegenden Problem herum, ohne es lösen zu können. Und selbst als er dann um 460 bis 455 vor Christus nach Ägypten reiste und den geheimnisvollen Nil von der Mündung hinauf zur Nilinsel Elephantine mit einem Segelboot befahren hatte, war er nicht klüger als zuvor.

Es war die Frage, die schon vor ihm viele beschäftigt hatte und nach ihm noch viele andere beschäftigen sollte: Warum der Nil regelmäßig jeden Sommer vier Monate lang Hochwasser führte, weite Teile des Landes überschwemmte und mit Schlammablagerungen zum fruchtbarsten Flecken der Erde machte, obwohl in diesem Gebiet das ganze Jahr über kein Tropfen Regen fiel.

Für die Gelehrten des Altertums stellte somit der Nil alle Gesetze der Natur auf den Kopf. Herodot schrieb in einem berühmt gewordenen Absatz seiner Histories apodexis, den „Neun Büchern der Weltgeschichte": „Im heißesten Sommer, wenn Griechenlands Bäche versiegen, erreicht der wunderbare Strom seinen höchsten Wasserstand." Herodot war es auch, der erkannte, daß Ägypten ein Geschenk des Nils sei.

Eine Uhr für den Tag, eine für die Nacht

Das allerdings wußten die Ägypter schon einige Jahrtausende zuvor. Sie betrachteten den Nil als Gabe der Götter, die ihnen das Leben spendete und das Leben erhielt. Das Volk verehrte den Fluß demnach auch als einen Gott, dem in frühen Zeiten sogar Menschenopfer dargebracht wurden. Dennoch, als Ägypten rund 3100 Jahre vor Christi Geburt sozusagen ins Rampenlicht der Weltgeschichte trat, besaß das Volk bereits eine sehr hohe Kultur. Und alle Wege führten zu dem Strom, der das Leben in diesen Zonen ermöglichte.

Mehr als 4000 Jahre vor unserer Zeitrechnung kannten die Ägypter bereits einen Kalender. Sie hatten ihr Jahr in drei Abschnitte geteilt: die Überschwemmungszeit von Mitte Juni bis Mitte Oktober, die Zeit der Aussaat und des Wachsens des Getreides von Mitte Oktober bis Mitte Februar und die Zeit der Ernte von Mitte Februar bis Mitte Juni. Außerdem errechneten sie nach den Sternen die zwölf Monate des Jahres, den Monat zu 30 Tagen.

Bitte umblättern

Mit dem Bau des Assuan-Staudammes (oberes Bild) ist der Lebensspender Nil für die 42 Millionen Ägypter auch zum Energiespender geworden. Der insgesamt 6671 km lange Nil fließt 1200 km durch Ägypten

Fortsetzung von Seite 45

Die Ägypter erfanden aber auch die Sonnenuhr für den Tag und die Wasseruhr für die Nacht. Die bestand aus einem steinernen Becken, das jeden Abend aus dem Nil gefüllt wurde. Das Wasser verrann durch entsprechende Löcher im Maß der Stunden.
Menes war der erste König, der einwandfrei nachweisbar ist (3100–2680 v. Chr.). Er gründete die Hauptstadt Memphis und einigte die Reiche von Ober- und Unterägypten. In jener Zeit gab es zwei Nilgottheiten, die sich jedoch nur im Pflanzenschmuck voneinander unterschieden. Der südliche Nilgott war mit Lotusblättern geschmückt, das Haupt des nördlichen Nilgottes dagegen zierten Papyrusstauden, die neben Korn zu den wichtigsten Gewächsen gehörten. Aus der Papyruspflanze, ein zwei bis drei Meter hohes Zyperngras, gewannen die Ägypter nicht nur Garn für feinste Gewebe und für Segel, es diente ihnen auch als Material, auf das sie ihre Hieroglyphen schrieben. Diese Zeichen waren bereits im 4. vorchristlichen Jahrtausend bekannt. Unter König Necherios wurde dann die Schrift vervollkommnet. Sein Nachfolger führte den behauenen Stein ein, und die ersten Tempel und Grabdenkmäler wurden damit errichtet.
Während der 12. Dynastie gelangte das Reich zu einer ersten großen Blüte. König Amenemha III. ließ um 2200 das ohnehin schon eindrucksvolle Bewässerungssystem um viele Kanäle erweitern. Das Nilwasser konnte nun kilometerweit ins Land hineingeleitet werden. Der Josephskanal speiste den künstlich geschaffenen Möris-See (See der Überschwemmung), der sich zwischen mächtigen Dämmen erstreckte und mit dessen Wassern eine bis dahin völlig öde Provinz in fruchtbares Ackerland umgewandelt wurde. Im Möris-See wurde so viel Wasser gespeichert, daß auch in der Trockenzeit von Februar bis Juni die Felder bewässert werden konnten. Das ergab eine zusätzliche Ernte.

Vierzehn Ellen Hochwasser: Grund zum Feiern

Der König ließ an den Ufern des Nils Wasserstandmesser anbringen, die die jeweilige Fluthöhe anzeigten und nach der die Zuteilung des Wassers an die einzelnen Fellachen erfolgte. Einige dieser Pegel sind heute noch vorhanden. Auch die verschiedenen Schöpfvorrichtungen, mit denen entlang des Stroms das Wasser bergwärts transportiert wurde, müssen in jener Zeit geschaffen worden sein.
Jedes Jahr zu Beginn der Flut flehten die Ägypter zu ihren Göttern, daß der Dämon, der ihrer Meinung nach die Schleusen ihres heiligen Flusses bewachte, genügend Wasser abfließen lasse. Das Volk glaubte, der Nil entströme den Urgewässern „Nun".
Damals waren längst die erforderlichen Wassermassen errechnet. Das ersehnte Traummaß waren 16 Ellen, rund 7,5 Meter über dem normalen Wasserstand. Zwölf Ellen Hochwasser bedeuteten Hunger, da das Land nicht genügend überflutet wurde und die Kanäle sich nicht füllten. Bei 13 Ellen reichte es gerade zum Leben, bei 14 herrschte Freude, bei 15 wiegte man sich in Sicherheit, und bei 16 Ellen gab es Überfluß.
Ging das Hochwasser allerdings darüber hinaus, dann traten ebenfalls Katastrophen ein: Dämme wurden weggerissen und die fruchtbare Erde fortgespült. Meist jedoch brauchten sich die Ägypter nicht zu sorgen.
Die glanzvollste Periode des Ägyptischen Reiches fiel in die Zeit der 18. und 19. Dynastie (15.–12. Jahrhundert vor Christus). Die Pharaonen wurden als Abkömmlinge der Götter betrachtet und als Gottkönige verehrt. Und in der Hauptstadt Theben reihte sich Palast an Palast und Tempel an Tempel.
Hauptgott war Amun, der Verborgene, der Mysteriöse, der Beschützer des Königtums und der Eroberer der Alten Welt. Aber auch dem Osiris als Verkörperung des Guten und seiner Gemahlin und Schwester Isis wurden viele Tempel erbaut.
Selbst in Tieren sah man Gottheiten. Die Stiere waren heilig (die heiligen Stiere von Apis wurden in riesigen Sarkophagen aus Stein beerdigt), ebenso die Katzen und die Nilkrokodile. Den Geschichtsschreiber Herodot beeindruckte das Krokodilopolis im Fayum weit mehr als die Pyramiden. Die Anlage, schrieb er, sei größer als alle erdenklichen Bauten in Griechenland, und die heiligen und mit kostbarem Schmuck behangenen Krokodile würden von Gläubigen mit Kuchen und honiggesüßten Getränken versorgt. Auch eine ganze Reihe von Priestern kümmerte sich um diese zum Tier gewordenen Götter. Und die Bauwerke, die jetzt entlang des Nils aus dem Boden schossen, wurden immer kolossaler. Die dafür benötigten Steine brach man im Süden des Landes bei Assuan aus dem Fels und beförderte sie auf Lastkähnen flußabwärts. Viele dieser Felsblöcke wogen tausend Zentner, manche waren sogar einige hundert Tonnen schwer.
Im Transport dieser Steine waren die Ägypter Meister. Vom Steinbruch aus bauten sie eine abschüssige Rampe zum Nil, wo am trockenen Ufer die Flöße lagen. Auf Walzen wurde der Stein auf das Floß geschoben, das mit der steigenden Flut aufschwamm und stromabwärts trieb.
Auch die Bearbeitung des Steins war einfach, jedoch wirkungsvoll. Steinmetze meißelten in die Blöcke schmale Schlitze, in die trockene Holzkeile getrieben wurden. Dann tränkte man die Keile mit Wasser. Das Holz quoll auf und sprengte an der gewünschten Stelle den Stein.
Am erfolgreichsten regierten die Pharaonen der 19. Dynastie. Sethos I. und Ramses II. dehnten die Grenzen ihres Reiches bis Asien, Libyen und Persien aus. Sie führten große Reformen durch, teilten das Land gerecht unter den Bauern auf und erweiterten das Kanalsystem. Auch

Bitte umblättern

1

AUFLAGE ZUR SUBSKRIPTION **ARNO BREKER** DER PROPHET DES SCHÖNEN

Ein monumentaler Bildband. 220 großformatige, mehrfarbige Abbildungen mit 3 handsignierten Originallithographien (Aufl. 1000). Wir baten den Meister, für die Vorzugsausgabe seines Bildbandes erstmals und einmalig eine großformatige Skulptur auszuwählen, die durch ihren extrem niedrig angesetzten Subskriptionspreis (DM 3950,–, später DM 5600,–) dem Kunden eine einmalige Okkasion gewährt.

VORZUGSAUSGABE mit 2 SKULPTUREN. ▷

1.) DEMUT, Abb. 2, 4 u. 5, Bronze, Höhe 60 cm, Aufl. 300 Exempl. „Demut möchte ich als mein vollendetstes Werk ansprechen. Die Harmonie ist ihre geheimnisvolle Ausstrahlung, deshalb würde man auch den kleinsten Mißton überdeutlich wahrnehmen."
2.) ATLAS, Abb. 3 u. 6, massiv Sterling Silber 925 mit Stempel, Höhe 14 cm, 500 g schwer, Aufl. 99 Exempl., Subskriptionspreis DM 3900,–. Ernst Fuchs und Daniel E. Fuchs, Vater und Sohn, zwei Aussagen von hohem Anspruch. Abb. 1 und 7.

Hiermit bestelle ich ARNO BREKER, Buch mit 3 Lithos **DM 290,–** ☐
Skulptur DEMUT + Buch **DM 3950,–** ☐ Skulptur ATLAS + Buch ☐ **DM 3900,–** ☐
Beide BREKER-SKULPTUREN + Buch **DM 7500,–** ☐
ERNST FUCHS, Leda, kol. Rad. 48 x 38 cm, Aufl. 250, Abb. 1 **DM 690,–** ☐
DANIEL E. FUCHS, Quell-Nymphe, Kaltbronze, H. 46 cm, Aufl. 150, Abb. 7 **DM 790,–** ☐
Skulpturen und Graphik sind von den Künstlern signiert und numeriert. Ausf. Expertise beigefügt. RÜCKGABERECHT INNERHALB VON 8 TAGEN.

Name Anschrift Unterschrift

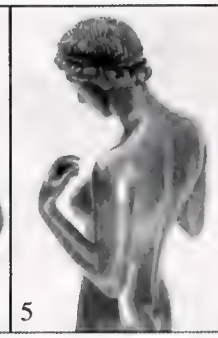
Bitte fordern Sie unsere prachtvollen kostenlosen Farbprospekte an.

BREKER – FUCHS bei
GALERIE R. P. HARTMANN
8000 München 40,
Franz-Joseph-Straße 20,
Telefon (089) 347967

2

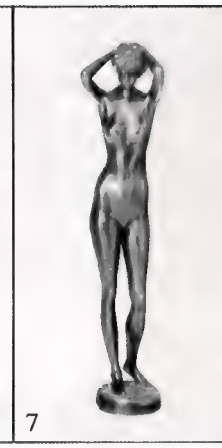
6

4



5

3



7

Über Jahrtausende hinweg wurde der Nil als Gott verehrt und meist mit dem Füllhorn dargestellt. Die schönste Verkörperung steht heute im Vatikan

Fortsetzung von Seite 46

eine ganze Reihe neuer Städte wurde gegründet.

Von Anfang an hatte der Nil nach Organisation verlangt. Der Bau der Kanäle mußte geplant, die Wasserzuteilung errechnet und genau durchgeführt werden, damit niemand benachteiligt war und auch noch das letzte Feld genügend bewässert werden konnte.

Es entwickelte sich in zwei Jahrtausenden eine perfekte Verwaltung. Die Kaste der Schreiber, die alles zu kontrollieren hatte, wurde immer mächtiger, ebenso die Kaste der Priester und die der Krieger, die neben den Priestern am meisten Vorrechte genossen. Und die Steuern für die Bauern wurden immer höher. Es gab Aufstände, viele der lebenspendenden Kanäle versandeten, Felder verödeten, und die Wüste dehnte sich wieder aus.

Im Jahr 525 v. Chr. fiel der Perserkönig Kambyses in Ägypten ein und eroberte es. Alexander der Große befreite im Jahr 305 das Land vom Perserjoch und wurde deshalb wie ein Gott gefeiert. Der Makedonenkönig ließ Kanäle instand setzen, neue anlegen und gründete die Stadt Alexandria, die sehr bald zum Mittelpunkt griechischer Gelehrsamkeit wurde, aber auch zum Hauptsitz von Lastern und maßlosem Luxus. Auf Alexander folgten die Ptolemäer, deren Ära mit dem Tod von Kleopatra im Jahr 30 vor Christus endete.

Ägypten wurde römische Provinz. Kaiser Augustus betrachtete das Land nicht nur als Kornkammer Roms, sondern sogar als persönlichen Besitz. Um noch mehr Erträge herauszuholen, befahl er den Bau riesiger Kanalsysteme, die seine Nachfolger nochmals erweiterten und verfeinerten. Römische Ingenieure entwickelten ein wassergetriebenes Schöpfrad, das leistungsfähiger war als die von Ochsen gezogenen Schöpfwerke. Und wenn dann Ende Juni die Kornflotten aus Ägypten vor Rom erschienen, feierte die Stadt große Feste zu Ehren des Strom-Gottes im fernen Afrika.

Aber nicht nur das Korn, das der Nil so üppig sprießen ließ, interessierte die römischen Kaiser. Der Fluß als Schiffahrtsweg war für sie ebenso wichtig. Seit der ägyptischen Spätzeit (etwa 1000–300) nahm der Handelsverkehr auf dem Nil, der bis zu den ersten Stromschnellen hinter Assuan schiffbar war, stetig zu. Kamelkarawanen mit 1000, 2000 oder gar 3000 Tieren brachten aus dem Innern Afrikas Elfenbein, Gold und Silber und dazu Sklaven und wilde Tiere, die bei Assuan auf Schiffe verladen wurden.

In jene Zeit fiel auch ein heftiger Gelehrtenstreit über die immer noch nicht entdeckten Nilquellen. Die einen sagten, der Nil habe überhaupt keine Quelle, weil er ständig im Kreis fließe. Andere behaupteten, der Nil entspringe in einem Mondgebirge am Ende der Welt, was zugleich auch die Nilschwemme erkläre; denn im Mondgebirge liege Schnee, und die Schneeschmelze im Sommer bewirke das Hochwasser.

Das Ziel, das Cäsar am meisten lockte

Herodot hatte die Nilquellen in tiefen Abgründen vermutet. „Sie sprudeln hervor zwischen zwei Gebirgszügen, von denen der eine Crophy und der andere Mophy heißt."

Cäsar sagte nach der Überlieferung des Dichters Lucan zu Kleopatra: „Kein Ziel hat mich mehr gelockt als dieses. Sag mir, welcher Quell den berühmten Fluß speist, zeig mir die Stelle, wo seit Anfang der Zeiten die weittragenden Wogen aus dem Boden hervorquellen. Habe ich dieses Ziel erreicht, dann werde ich das Schwert in die Scheide stecken, und die Welt wird Frieden haben."

Nero schickte sogar Soldaten los, um die Quelle zu finden. Sie kamen unverrichteterdinge wieder zurück. Und in Rom ging ein geflügeltes Wort um, wenn eine Sache unmöglich schien: „Der geht Nilquellen suchen", sagte man dann.

Es sollte noch rund 1800 Jahre dauern, bis die geheimnisvollen und sagenumwobenen Quellen tatsächlich gefunden wurden. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es Mitte des vorigen Jahrhunderts einer englischen Expedition, bis zu den Quellen vorzudringen, etwa 4400 Kilometer von Ägyptens Grenze entfernt. Der Blaue Nil kommt aus dem Tanasee in Äthiopien und der Weiße Nil aus dem Viktoria- und Albertsee. Die Seen wiederum werden von vielen Gebirgsflüssen gespeist. Beide Flüsse vereinigen sich bei Karthum im Sudan.

Damit war auch das Geheimnis der Nilüberschwemmung in der heißesten Jahreszeit gelöst. Dafür sorgen die sommerlichen Monsunregen in den Hochgebirgen Zentralafrikas, die fast immer zur gleichen Zeit einsetzen und aufhören. Auf seinem langen Weg durch die Gebirge reißt vor allem der Blaue Nil mineralienreiche Gesteinsablagerungen und Kalk los und trägt den Schlamm bis nach Ägypten.

Ende des vergangenen Jahrhunderts erfüllten sich die Ägypter einen Traum, den schon die ersten Pharaonen geträumt hatten, wenn das kostbare Nilwasser ungehindert und ungenutzt ins Meer abfloß: Sie bauten bei Assuan einen Damm, der das Nilwasser staute. Nun konnte der Abfluß mit Schleusen reguliert werden, was Bewässerung in der Trokkenzeit ermöglichte. Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde der Damm erhöht, Ende der dreißiger Jahre eine weitere Staumauer gebaut. Aber es konnte immer noch nicht genug Wasser gespeichert werden, um das Niltal ganzjährig zu bewässern.

1971 war dann der neue Assuan-Staudamm fertiggestellt, ein technisches Jahrhundertwerk von 121 Meter Höhe und 3,6 Kilometer Länge. Mit diesem Staudamm wird das Nilwasser 550 Kilometer weit zurückgestaut (Nasser-See). Das ergibt 157 Milliarden Kubikmeter Reservewasser für die Trockenzeit, in der nun zusätzliche Ernten möglich sind und neue Felder erschlossen werden können.

Die Fellachen, die kleinen Nilbauern, jedoch sind nicht glücklich über den Damm. Er hält nämlich den fruchtbaren Nilschlamm zurück. Und wenn die Bauern annähernd so ertragreiche Ernten einfahren wollen wie vor dem Dammbau, dann müssen sie jetzt Kunstdünger kaufen – jährlich mindestens zwei Millionen Tonnen. *Johannes Auerbach*

Fotos: Helmut R. Schulze, Klaus D. Francke, Albert Gruber, Scala, Archiv

Triumph der Ästhetik. Endstufe B-6, die Krönung einer neuen HiFi-Dimension: Yamaha X-Power.

Erstmals in der HiFi-Geschichte überrascht eine Hochleistungsendstufe der Superlative durch perfekte geometrische Ästhetik.

Ausgehend von bewährtem Forschungspotential verbesserte Yamaha nicht einfach Vorhandenes, sondern erschloß neue Technologien.

Elektronische Spannungsregelung macht überdimensionierte, leistungszehrende Netzteile, Kondensatoren und Filter sowie üppige Kühlkörper entbehrlich und garantiert überlegenes Impulsverhalten, breiteres Frequenzspektrum und optimalen Wirkungsgrad.

Verbesserte Signalqualität und exaktere Reproduktion bieten ein »luftiges« Klangbild von präziser Definition mit akkurater Baßwiedergabe.

Die richtungweisende Elektronik der X-Technologie überwindet Schranken und präsentiert sich mit der Yamaha Endstufe B-6 in zeitloser Eleganz.

Technische Hauptdaten: 2 x 200 W sin (8 Ohm) von 20—20.000 Hz bei weniger als 0,003 % Klirr. Dämpfungsfaktor: größer als 200. Abmessungen: 29 x 29 x 17,65 cm. Gewicht: 9,2 kg.

Mehr sagen Ihnen unsere Fachhändler oder wir direkt per Post. Testberichte liegen für Sie bereit.

Yamaha Elektronik Europa GmbH,
2084 Rellingen bei Hamburg.

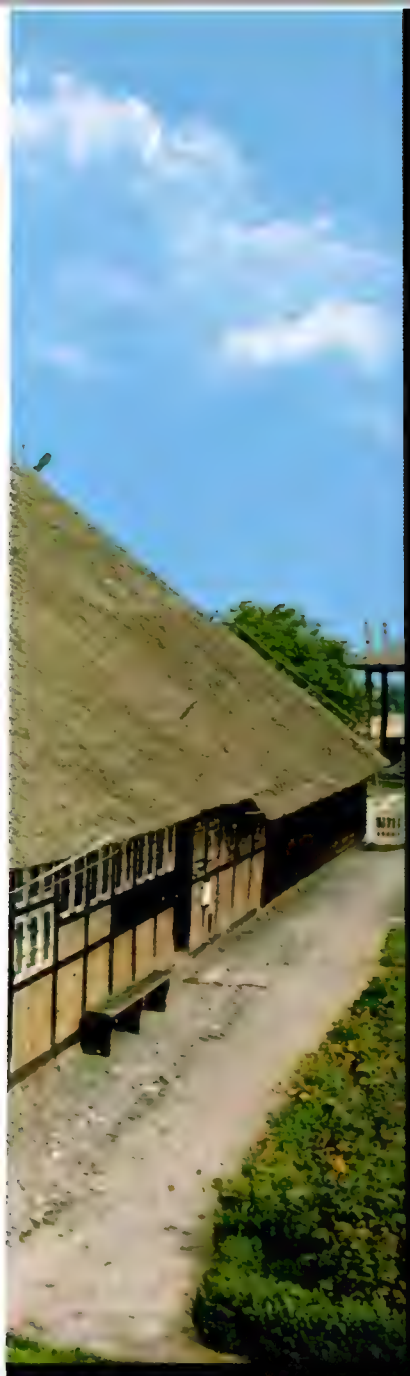
YAMAHA NATURAL SOUND STEREO POWER AMPLIFIER B-6

YAMAHA HIFI
DER NATURAL SOUND

ULW 856

Vierländer Bauernmöbel

Im Süden Hamburgs, dort, wo neben der Elbe die Dove Elbe und die Gose Elbe geruhsam dahinfließen, liegen die Vierlande. Jahrhundertelang waren ihre Höfe Glanzstücke hoher bäuerlicher Wohnkultur



Das Rieck-Haus in Curslack, erbaut 1533, mehrfach umgebaut bis 1663. Der prachtvolle Hof gehört heute zum Altonaer Museum. Die eichene Kastentruhe und der Stuhl aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stehen im Berliner Museum für Deutsche Volkskunde – sehr schöne Beispiele der Vierländer Möbelkunst. Beide sind reich mit Einlegearbeit geschmückt, die Hauptmotive der norddeutschen Intarsien-Meister zeigt

Im Rieck-Haus: die „Grootdöns", Wohn- und Schlafraum des Bauern und seiner Familie. „Döns" ist eine heizbare Stube. Die Wände sind mit holländischen Fliesen verkleidet; rechts, hinter Schiebetüren, zwei Wandbetten, Bettschapps genannt. Zwei bis drei Erwachsene oder fünf bis sechs Kinder konnten darin schlafen. Die vorgebaute Kastenbank bot Platz für das Bettzeug, aber auch Schlafmöglichkeit für weiteren Nachwuchs. Den gemütlichen, wertvoll ausgestatteten Raum erfüllte im Winter munteres Piepsen: In der „Hühnerbank" unter dem Fenster im Bild ganz oben ließ die Bäuerin ab Februar „Stubenküken" ausbrüten, die mit Schrot und gekochtem Fleisch gemästet wurden und auf dem Hamburger Markt höchst begehrt waren

„Grootdöns": Eine urige Einheit von Leben und Kunst

Tomas Wulff und Gardrut Wulff

ANCKE

Die „Lüttdöns" im Rieck-Haus war die gute Stube der Alten, die den Hof bereits an ihren Nachfolger übergeben hatten und den Lebensabend auf dem Altenteil verbrachten. Auch hier bedecken Fliesen die Wände: ein sehr haltbares Material an dem meist recht feuchten Mauerwerk und zudem nach Hochwasser ohne Schwierigkeiten wieder zu säubern. Die Vierländer Stühle hatten anfangs Sitzflächen aus gespaltenen Weidenruten. In der Mitte des 19. Jahrhunderts aber kam spanisches Rohr in Mode und verdrängte, auch bei Reparaturen das Flechtwerk aus heimischen Gerten, die im Nebeneinander von geschälten und ungeschälten Streifen recht reizvolle Muster ergeben hatten. Eines aber änderte sich nicht: Kein Stuhl wurde ohne Intarsien geschaffen. Blumen, Vögel in Blütengezweig, aber auch der Name des Besitzers und die Jahreszahl gehören dazu

Vierländer Grundsatz: Kein Stuhl ohne Intarsie

Die gute alte Zeit, es hat sie bekanntlich nicht gegeben. Nie war das Leben so bequem wie heute, selbst die schlichtesten Sozialunterkünfte sind Komfortwohnungen, verglichen mit vielen romantisch anmutenden Bauten früherer Jahrhunderte. Woher dann die Nostalgie, die Sehnsucht nach der Vergangenheit? Warum holt sich der Großstädter Bauernmöbel in sein Betondomizil, warum legt er im Dachgeschoß die Balken bloß, warum schaukelt er vor dem offenen Kaminfeuer? Weil er spürt, daß er sich immer weiter von der Natur entfernt, aus der er gekommen ist; und weil ihm bewußt wird, daß Maschinen zwar Perfektes, aber nicht eigentlich Schönes schaffen können.

Man spricht von „guter, alter Handwerksarbeit"; aber gemeint ist mehr: Da hat ein Mensch in einem Möbelstück etwas von seinem Denken, von seinem Gefühl, von seiner Seele hinterlassen. Man kann sich vorstellen, wie er das Holz hin- und hergewendet, die Maserung betrachtet hat; man sieht, daß die Säge, von seiner Hand geführt, dort eine Winzigkeit weiter ins Brett gefahren ist, als es die Symmetrie erlaubt – woran mag er gedacht haben, was machte ihn unaufmerksam?

Die geschnitzten Lehnen an den Stühlen, alle ähnlich und doch keine wie die andere; die Truhen, nicht für irgendeinen unbekannten Käufer, sondern für einen ganz bestimmten Menschen geschaffen, sein Name steht darauf, das Jahr. Solche Möbel haben etwas zu erzählen; über den Menschen, der sie gemacht hat, über den Menschen, der mit ihnen gelebt hat. Sie sind Zeugnisse einer Kultur.

Bitte umblättern

Meisterstücke vieler unbekannter Landtischler

Eine Vierländer Bauernstube, eingebaut im Historischen Museum Hannover. ① Über der Kammertür aus Eiche mit Intarsien aus Ahorn und Mahagoni ein verglastes Teeschapp. An den Wänden ② holländisch-friesische Fliesen mit Landschaftsbildern und Darstellungen aus der Bibel. Der Kachelofen ③, ein „Hinterlader", wird vom Flett aus geheizt. ④ Ein Schmuckstück für sich ist die Wiege

Fortsetzung von Seite 57

Zentrum solch einer bäuerlichen, aber künstlerisch hohen Kultur waren jahrhundertelang die Vierlande, die Elbmarschniederung im Süden Hamburgs; eine Region mit sehr eigener Geschichte.

Hier schafft die Elbe mit ihren Altarmen Dove Elbe (taube Elbe) und Gose Elbe (flache Elbe) eine Art Delta. Jahrtausendelang wirkten sich Ebbe und Flut der Nordsee bis hierher aus, lagerten in der Niederung eine Schlickschicht ab, aus der sich im Laufe der Zeit der fruchtbare, stellenweise sieben Meter tiefe Marschboden bildete.

Die friedliche Eroberung begann im 12. Jahrhundert; die Siedler kamen aus Holstein und Niedersachsen, und innerhalb von knapp dreißig Jahren entstanden vier Dörfer, deren Einwohner das rund 76 Quadratkilometer große Gebiet in Besitz nahmen und bebauten. Altengamme wird 1188 als erstes Kirchspiel genannt; es folgen Curslack und Neuengamme und schließlich 1217 Kirchwerder.

Gute Geschäfte dank hanseatischem Bierdurst

Landesherren waren zuerst die Herzöge von Sachsen und die Grafen von Holstein, die jedoch den Siedlern Grund und Boden in freier Erbleihe überließen. 1420 kam das Gebiet unter die „beiderstädtische Herrschaft" der Hansestädte Hamburg und Lübeck. Knapp 450 Jahre später, 1868, kauften die Hamburger den Lübeckern ihren Anteil ab. Aber weiterhin blieben die vier Kirchspiele, die seit 1556 unter dem Namen Vierlande vereint waren, Bauernland; abseits gelegen, nur auf dem Wasserweg leicht und schnell zu erreichen.

Den Hufnern, Besitzer einer Hufe, eines Hofes von durchschnittlich vierzig Hektar, und den Kätnern, Besitzer einer Kate, einer kleinen Landwirtschaft, waren lange einträgliche Zeiten beschieden. Sie bauten Weizen, Hafer und Roggen an, den sie auf Ewern die Elbe hinab zum Hamburger Markt schafften. Und rund 300 Jahre lang erlösten sie auch gutes Geld für Gerste – die Kunst der Hamburger Brauer und der zunehmende Bierdurst der Hanseaten boten Gewähr für entsprechenden Absatz. Ebenso wurden damals mit Hopfen beste Geschäfte gemacht. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wechselten viele Bauern zum Anbau von Gemüse, Obst und Blumen. Rosenwasser und Rosenöl aus den Vierlanden waren schon im 18. Jahrhundert sehr gefragt.

Viele Hufner wurden wohlhabend;

darüber vergaßen sie als fromme Leute jedoch den lieben Gott nicht, wie die Einrichtung ihrer Kirchen zeigt, die man zu den großen Leistungen der deutschen Volkskunst rechnet.
Auch mit ihrer Tracht konnten sich die Bewohner der Vierlande wohl sehen lassen. Die Frauen trugen eine eng anliegende Haube aus Seide mit einer großen Flügelschleife am Hinterkopf, darüber einen Strohhut mit nach unten gewölbtem Rand. Über einem dunklen, mit roten und grünen Bändern besetzten Rock eine bestickte Schürze, ein dunkles Tuchmieder (Liefstück) mit silbernen Ketten und Spangen. Die Männer kleideten sich in dunkle Kniehosen, „Büxen" genannt, trugen eine hochgeschlossene rote Weste mit großen Metallknöpfen, ein dunkles Halstuch und an Feiertagen einen schwarzen Zylinder.
Das Vierländer Haus vereinte die Familie der Bauern, das Gesinde und das Vieh unter einem Dach. Wenn schon vom Dach die ist: Es wurde stets mit Reet, Schilfgras, gedeckt und am First mit zwei ausgesägten Pferdeköpfen verziert; ob als Glücksbringer oder Abwehrzauber gegen Blitzschlag – man weiß es nicht. Zwischen den beiden Brettern befindet sich das „Uhlenlock", das Eulenloch. Hier konnte der Rauch aus dem schornsteinlosen Haus abziehen, hier ist aber auch der Eingang für die Eulen, die auf dem Speicherboden die Mäuse fingen. Katzen wurden mit dieser Aufgabe erst ziemlich spät, nämlich im 18. Jahrhundert, betraut. Durch die „Grootdör" betrat man die riesige Diele, in der sich links und rechts Stände für je ein Dutzend Pferde und Kühe befanden. Hier, auf dem festgestampften Lehmboden, standen die Wagen, hier wurde im Winter gedroschen. Am Ende der Stallungen lagen „Bettschapps", Schlafplätze für Knechte und Mägde; daran schloß sich das „Flett" an, ein großer Küchen- und Wohnraum. Dahinter wieder lag das „Kammerfach", die Wohnung des Hufners mit der „guten Stube", Schlafstätten und dem Altenteil. Und damit Bauer und Bäuerin stets beobachten konnten, was Knechte und Mägde trieben, gab es neben der Tür zu den Privatgemächern ein kleines „Kiekfenster". Selbst zur Nachtzeit konnte der Hufner durch ein zweites „Kiekfenster" neben seinem Bett das Flett und die Diele im Auge behalten; nicht nur, um eventuelle Eroberungszüge der Knechte zum weiblichen Gesinde zu verhindern, sondern auch, um eingreifen zu können, wenn das Vieh unruhig wurde, krank war oder Nachwuchs erwartete.

„Mannskist" und „Brutlod" mit Intarsien

Solch ein großes Haus – das Rieck-Haus in Curslack zum Beispiel, jetzt Freilichtmuseum, hat eine Grundfläche von etwa 38 x 15 Meter – aber war nicht nur Unterkunft für eine Familien- und Wirtschaftsgemeinschaft, es war auch eine Schatzkammer der Volks- und Handwerkskunst. Nicht etwa, daß der Bauer sein Geld in wertvollen Stücken angelegt hätte, die fortan als Kostbarkeit gehegt wurden; es waren Gegenstände des Alltags, die überhaupt nicht als Kunst betrachtet wurden, sondern einfach zum Leben einer Familie gehörten, die damit ihren Wohlstand, aber auch ihr Empfinden für Stil zeigte und sich das etwas kosten ließ. Denn in diesem Landstrich liebt man seit jeher das Solide, und Anschaffungen waren immer Anschaffungen „fürs Leben".
Besonders geschätzt war in den Vierlanden Mobiliar mit Intarsien, Einlegearbeiten schmückten die Verkleidungen der Alkoven, der Bettnischen; die Schranktüren, die Rücklehnen der Stühle, die Kinderwiege und die Truhen, die „Mannskist" ebenso wie die „Brutlod", die Brautlade. Diese Truhen enthielten den ganz persönlichen Besitz wie Schmuck und Kleidung und tragen daher stets nur einen Namen – den des Eigentümers. Wer einen solchen „Kasten" erbte, ließ meist den eingelegten Namen auswechseln.
U. Bauche hat im Beitrag „Landtischler, Tischlerwerk und Intarsienkunst in den Vierlanden" (Volkskundliche Studien, Hamburg 1965) die Bedeutung der Intarsie für die Vierländer Möbelkunst dargestellt. Um 1600 begannen die ersten Tischler mit Intarsien zu arbeiten. Das älteste erhaltene Stück, von 1641, ist im Kirchwerder Gotteshaus zu bewundern. Ein Jahrhundert später war die Einlegearbeit bereits das beherrschende Element der dortigen Tischlerkunst.
Zu den beliebtesten Motiven gehörten der Stern mit sechs, acht oder zwölf Strahlen, der Paradiesvogel sowie allerlei heimische Blumen: Margeriten, Maiglöckchen, Rosen, Tulpen. Doch finden sich auch Reiter und Jäger oder die Darstellung eines Ewers, des Transportbootes. Diese Motive waren meist ein Hinweis auf Rang oder Wohlstand des Mannes, der die Arbeit in Auftrag gegeben hatte. Und soziale Unterschiede wurden darin sichtbar. „Ein Taglöhner hatte nie einen Stuhl mit einem Jagdmotiv", schreibt Dr. Wolfgang Schwarze in einem Buch „Alte deutsche Bauernmöbel", Wuppertal 1981.
Die älteren Vierländer Bauernmöbel sind durchweg aus Eichenholz gebaut; seit 1870 kam Mahagoni in Mode. Für helle Einlegearbeiten wählte man beinharten, feinfaserigen Buchsbaum, Ahorn- oder Lindenholz; bei dunklen Intarsien griff man zu Mahagoni, Ebenholz, Palisander, Nußbaum.
Manche Meister hüteten ihre persönliche Art und Weise, Intarsien zu schneiden, als ein Geheimnis. Tatsächlich ist die Herstellung mit Säge oder Messer ein Kunststück für sich. So wirkten denn die Spezialisten hin und wieder im stillen Kämmerlein, um vor den Augen von „Werkspionen" sicher zu sein. Immerhin, es war eine recht einträgliche Arbeit. Die Vierländer Meister wurden geschätzt und fertigten Einlegearbeiten auch für auswärtige Kunden.
Daß die alten Marschbauern diese Kunstwerke, die heute Kostbarkeiten sind und auch so gehalten werden, als ganz normale Umgebung ansahen, darauf gibt es einen amüsanten Hinweis. In der „Grootdöns", dem heizbaren Wohn- und Schlafraum der Familie mit seinem künstlerisch wertvollen Mobiliar, befand sich im allgemeinen auch die sogenannte Hühnerbank. Da hinein setzte man schon im Februar Hühner und fütterte sie mit Stint, einem Lachsfisch, der damals noch zu dieser Zeit in der Elbe laichte. Die Hühner, so ist im Führer des Altonaer Museums für das Rieck-Haus zu lesen, begannen darauf zu glucken und zu brüten, obwohl es noch Winter war. Die ausgeschlüpften Küken hielt man, ebenfalls in der Stube, in geflochtenen Bauern, mästete sie und brachte sie dann als hochbegehrte „Vierländer Stubenküken" auf den Hamburger Markt. Eine noch engere Verbindung zwischen Kunst und Leben kann man sich kaum vorstellen . . .

Andreas Andermatten

Die königliche Stube eines kleinen Kätners

In einer Kleinkate in Neuengamme befand sich früher diese Stube von 1653, jetzt im Historischen Museum Hannover. Wand- und Deckentäfelung gelten als die ältesten, die in den Vierlanden erhalten blieben. Aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammt der Kirchenwagen des Rieck-Hauses. Solche Prunkwagen wurden nur an Feiertagen, zum Kirchbesuch, bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen benutzt

Fotos: Dieter Otte, Claus Hansmann

Künstler als Spiegel

Ich glaube auch, sehr viel Unfug in moderner Kunst sehen zu können; ich verstehe auch (noch?) nicht A. Bergs Violinkonzert und würde mich auch nie dazu zwingen, obwohl mir kompetente Freunde versichern, daß es eines der größten Werke des 20. Jahrhunderts ist. Es ist kein Demokratismus und keine falsche Toleranz, wenn man Werke, auf die man sich noch nicht voll eingelassen hat, in ihrem Anspruch bestehen läßt. Kritik ist Privileg und Luxus der wirklich Suchenden, und die sind meistens bescheiden, weil sie um die vielen Ausdrucksformen der Welt wissen. Wenn ein Künstler im 20. Jahrhundert gegen die Gesetze der natürlichen Proportionen gestaltet – übrigens war es im Mittelalter prinzipiell genauso –, kann man daraus keinen „Kulturverfall", aus der Tatsache, daß ein Künstler (ich meine Beckmann) mehr unter der Welt leidet als andere, keine Hochmütigkeit und Dummheit herleiten. Schweitzers Worten, er sei „in eine Zeit des geistigen Niedergangs der Menschheit hineingeboren worden", ist vielleicht zuzustimmen, aber die Menschheit sind doch wir, nicht die Künstler; die sind nur der Spiegel.

Kurt Schäfer
Bristol/England

Vom Golde befreit

Zu „Silberschätze aus Südamerika", PAN 9/81

Besonders interessant ist die sagenumwobene Figur des „Eldorado", wörtlich übersetzt „der Vergoldete". Es existieren die verschiedensten Auslegungen dafür. Einem „Vergoldeten" begegnete ich bei meinen Reisen auf dem Hochland von Kolumbien. Dort hieß es, daß einst einmal im Jahr ein nackter Priester auf dem See Guatavita der Urmutter Chia, die, zur Schlange verwandelt, darin weiterlebt, ein Goldopfer brachte, indem man besagten Priester mit Harz, Öl und feinem Goldstaub dick bedeckte und ihn auf einem Floß zur Seemitte ruderte. Dort sprang er nach langen Zeremonien am Tag, an dem der Vollmond morgens ganz groß im Westen unterging, bei Sonnenaufgang goldgleißend und funkelnd ins Wasser. Man warf ihm auch noch goldenen Schmuck und Smaragde nach für die erwähnte Urmutterschlange. Bis dahin der Mythos. Ich fügte mal fröhlich hinzu: Wenn der Priester dann wiederauftauchte aus den reinen Fluten des Sees, fühlte er sich köstlich befreit von der Last des irdischen Goldes . . .

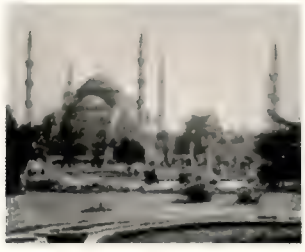
Walter Gaudlitz
Santiago/Chile

Zwei vermißt

Zum Bericht „Istanbul", PAN 11/81

Sie schreiben auf Seite 26, die Sultan-Achmed-Moschee habe sechs Minarette. Das Bild zeigt nur vier. Wo sind denn die beiden anderen?

Werner Wilwat
4630 Bochum



Hier ist der Beweis: Die Moschee besitzt wirklich sechs Minarette. Der Fotograf stand nur zu nah davor . . .

Die Redaktion

Die Steine reden

Zu „Danzig" in PAN 9/81

Ihr Bericht ist bemerkenswert, aber nicht rühmlich. Gewiß haben die Polen eine große Arbeit geleistet, aber weshalb wird diese Arbeit als historisch getreu hochgejubelt und alle Geschichtsklitterungen nicht zur Kenntnis genommen? Einige Kenntnisse sollte man schon haben, wenn man über solch ein Thema schreibt! Der polnische König Sigismund historisch getreu auf dem Turm des rechtstädtischen Rathauses! Oder doch nur displaced person? Die polnische Historiemalerei an den Längswänden der Klosterkirche Oliva? Waren angeblich früher von den Deutschen übermalt! Das Abklopfen deutscher Inschrift an den alten Toren und Ersetzen durch polnische Inschriften! Es könnten ja die Steine reden. Die Fassade des Frauentores (Mottlauseite) hat nie so ausgesehen, polnische Erfindung. Das auf S. 49 gezeigte Hohe Tor ist das Langasser Tor von der Stadtseite. Daß Prof. Dr. Willi Drost, o. Prof. an der T. H. Danzig und Leiter des Danziger Stadtmuseums, später, nach polnischer Gefangenschaft Prof. an der Universität Tübingen, als Journalist eingestuft wird, geht entschieden zu weit. Solch ein Referat hätte Prof. Drost nie durchgehen lassen.

Dr. Hildegard Fritzler
6350 Bad Nauheim

Da ich Danziger bin und in den letzten Jahren schon wiederholt in Danzig war, hat mir der Bericht mit den sehr schönen Aufnahmen sehr gut gefallen.
Nur in einem Punkt muß ich widersprechen: Der Hauptbahnhof ist im Krieg 1945 nicht zerstört worden.
Daher hat es keinen historischen Wiederaufbau gegeben. Es ist immer noch der alte Danziger Hauptbahnhof.

Fritz Senger
7410 Reutlingen

Ich kann es grundsätzlich nur begrüßen, daß Sie herrliche Städte wie Danzig und Dresden dem deutschen Leser in Erinnerung rufen, ist doch dank der schlechen Schulen und Lehrpläne in unserem westlichen Teilstaat das Wissen um Geschichte und Schönheit des deutschen Ostens mangelhaft. So lobenswert der Wiederaufbau Danzigs im alten Stil ist, sollte man aber nicht übersehen, daß die Polen wo möglich und auch unauffällig polnische Elemente in Figuren, Wappen, Inschriften, Ornamenten, Farben usw. gebracht haben. Weder Rathaus noch der Bahnhof aus der Kaiserzeit mußten Stein für Stein wiederaufgebaut werden, denn diese Gebäude z. B. waren nicht so stark zerstört. Trotz dieser Bemerkungen halte ich Ihren Bericht aber für durchaus positiv und gibt vielen Westdeutschen, insbesondere Jugendlichen, wenigstens einen kleinen Einblick in die reiche Welt unseres Erbes im Osten.

Jürgen Habel
433 Mülheim/Ruhr

Zu kleiner Kalender

Gut an Eurer Zeitschrift finde ich, daß Ihr es versteht, Kunst und Kultur einer breiten Bevölkerungsschicht schmackhaft zu machen. Das einzig zu Kritisierende an Eurem Magazin ist der Veranstaltungskalender, welcher für meine Begriffe etwas zu kurz kommt. Da es weit mehr erwähnenswerte Ausstellungen und Sammlungen gibt, als Ihr in Eurem Magazin aufführt, würde ich mich über eine Erweiterung des Veranstaltungskalenders freuen.

Armin Günter
7731 Unterkirnach

Wo die Anregung fehlt . . .

Meines Erachtens haben die Menschen früherer Jahrhunderte und noch bis um 1900 mehr gesehen, weil sie mehr Zeit hatten, sich Zeit lassen mußten und vieles sehr langsam ging. Der moderne Mensch im Auto sieht kaum noch sich und Mitmensch, kaum Landschaft und sehr wenig von Kultur in der Landschaft. Der Mensch muß verarmen, denn ohne Anregung durch Schaumöglichkeit gibt es keine Nachbildung. Auch ein Meisterwerk anderer Künstler kann anregen zur Erprobung eigener Gestaltung. Ohne die moderne Drucktechnik wären aber andererseits viele Kunstwerke in Privatbesitz unbekannt. Was ich selbst besitze an Gemälden, Grafiken u. a., wurde außer von Familienangehörigen von niemand gesehen, nur eben vom Künstler selbst. Schon als Knabe wurde ich dadurch angeregt, Kunstausstellungen anzusehen. Genau das fehlt vielen jungen Menschen heute, die Anregung durch Betrachtung zur eigenen Gestaltung. Wo das fehlt, die Anregung, regt sich zeitlebens nichts oder nichts mehr. PAN ist eine fortlaufende Anregung.

Karl Hubert Roessler
8035 Stockdorf

Sechs Original-Graphiken international bekannter Künstler

Mit dieser Edition ist es gelungen, sechs bedeutende Meister der zeitgenössischen Kunst zu vereinen, deren Werke in den letzten Jahren erhebliche Wertsteigerungen erfahren haben.

Eine Sammlung moderner Original-Graphiken (keine Reproduktionen), das ist der erste Schritt zur eigenen Heimgalerie, der Blickfang Ihrer Wohnung, zu einem außergewöhnlich niedrigen Preis!

1

2

3

4

5

6

Jede Original-Graphik numeriert, handsigniert und gerahmt!

1 **Maurilio Minuzzi**
Farbradierung »Der akrobatische Pilz«

2 **Bruno Bruni**
Farblithografie »Leda col cigno«

3 **Otmar Alt**
Farbserigrafie »Little Jumbo was here«

4 **Esteban Fekete**
Farbholzschnitt »Das Papierschiff«

5 **Paul Wunderlich**
Farblithografie »Damenprofil«

6 **Klaus Böttger**
Aquatintaradierung »Madchen VI«

Werden Sie Besitzer dieser Sammlung, schmücken Sie damit Ihr Heim oder bereiten Sie mit einer Graphik jemandem eine außergewöhnliche Freude.

Die einmalige Auflage, numeriert und von den Künstlern handsigniert, beträgt 10.000 Exemplare. Jedes Blatt ist gerahmt. Format der Graphiken 20 x 16 cm. Jede Graphik wird von einem farbigen Buchlein begleitet, das eine Biographie des Kunstlers, eine Interpretation des Bildes und Erklarungen uber die Technik enthalt.
Die sechs Original-Graphiken kosten zusammen, einschließlich Rahmen und Broschuren,

nur DM 290,–

Versandkosten inklusive

DIE GALERIE Gesellschaft für Kunsthandel m.b.H., Berliner Straße 218
Postfach 945, 6050 Offenbach 3, Telefon (06 11) 81 64 66

COUPON

An DIE GALERIE Gesellschaft für Kunsthandel m.b.H., Berliner Straße 218
Postfach 945, 6050 Offenbach 3, Telefon (06 11) 81 64 66

Ich bestelle ___ Kassetten mit jeweils sechs Original-Graphiken, alle numeriert und handsigniert, **zum einmaligen Preis von DM 290,–**

Ich zahle ☐ mit beigefügtem Verrechnungsscheck
☐ sofort nach Erhalt der Lieferung

Name

Straße

Ort

Unterschrift

Datum

„Zur Post", am Ravensburger Tor in Wangen, Allgäu. Das Schild ist etwa zweihundert Jahre alt – mit Ausnahme des Horns, das erst später eingefügt wurde

Kunstvoll und fantasievoll geschmiedet und liebevoll bemalt, hängen sie seit Hunderten von Jahren über den Türen traditionsreicher Wirtshäuser – als wunderschöne Wahrzeichen guter Gastlichkeit

Alte Schilder laden ein

Moritz von Schwind: Die Hochzeitsreise, 1862. Das Original-Gasthofschild, noch hundert Jahre älter, ziert ein Haus in Leutstetten bei Starnberg

Im Krug zum Grünen Kranze", da kehrte einst der müde und durstige Wandersmann ein, „Im Schwarzen Walfisch zu Askalon" sangen und zechten die Studenten, in der „Goldenen Gans" bei der blonden Kathrein tanzte man und leerte seinen Humpen, in „Auerbachs Keller" zauberte Goethes Mephisto Wein aus der Tischplatte, im „König von Schweden" war Joachim Ringelnatzens Kuttel Daddeldu, the old sailor, „bekannt als Krakeeler", und im „Weißen Rößl" am Wolfgangsee erscheint Kaiser Franz Joseph zur Hochzeit des Oberkellners Leopold – in der Operette.

Aus Romanen, Volksliedern und Gedichten kennt man so manchen Gasthof und manches Wirtshaus aus alter Zeit. Die Wirte schmückten damals und schmücken auch heute noch ihre Häuser mit allerlei Wahrzeichen und Symbolen. Und dies nun schon seit vielen Jahrhunderten.

Vorläufer der Gasthausschilder waren die auf lange Stangen und Stecken gebundenen Buschen aus Laub, Stroh oder Zweigen, mit denen man schon vor tausend Jahren eine „Straußwirtschaft" kennzeichnete; eine Sitte, die sich in vielen Gegenden Deutschlands zur Weinlesezeit erhalten hat. Chronisten berichten, daß Karl der Große (742–814) um 800 anordnete, jede seiner Gutsverwaltungen müsse wenigstens drei solcher Straußwirtschaften unterhalten. Dort wurden für die vorwiegend bäuerliche Bevölkerung die minderen Weinsorten ausgeschenkt – die edleren Tropfen mußten

Bitte umblättern

Um 1120 wird das Freiburger Gasthaus „Zum Bären" erstmals urkundlich erwähnt. Das Wahrzeichen dagegen ist jünger: vermutlich um die hundert Jahre alt

Formenreichtum des Rokoko: das Schild des Hotels „Zur Post" in Nagold, Baden-Württemberg

Ein froher Gast ist niemals Last

Wartburgsprüche

Fortsetzung von Seite 63

an die Fürstenhöfe geliefert werden.

Die Haus-Markierungen der karolingischen Zeit entwickelten sich im Laufe der Jahrhunderte weiter. Da es in jener Frühzeit weder Straßennamen noch Hausnummern gab (sie wurden erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts eingeführt) und die wenigsten Menschen lesen und schreiben konnten, lag Kennzeichnung der Häuser durch Symbole und Wahrzeichen nahe. Zunächst waren es meist über oder neben der Haustür in Stein gehauene simple Zeichen oder Reliefs, die oft einen Bezug zum Namen des Besitzers enthielten. Eine Urkunde von 1150 berichtet zum Beispiel von einem Bär als Hauszeichen.

Häuser durch besondere Markierungen von anderen abzuheben, wurde in Europa seit dem 13. Jahrhundert Brauch, und das war auch die „Geburtsstunde" der Herbergs- und Gaststättenschilder.

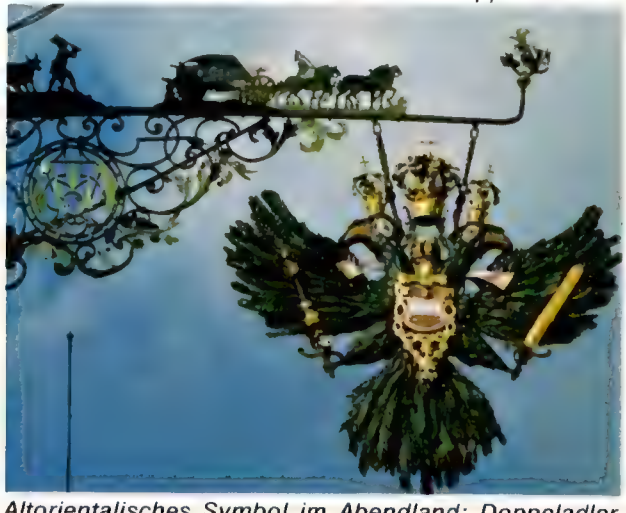
Zunächst nagelte man geschnitzte, vielfach bunt bemalte rechteckige Holzschilder, sogenannte „Bannerschilder", an die Hausfront. Moderne Ausgaben davon sieht man noch häufig an englischen und schottischen Pubs. Sie entsprechen fast genau den altdeutschen Bannerschildern, nur mit dem Unterschied, daß heute neben dem alten Wahrzeichen auch noch der Name des Lokals in Schrift zu lesen ist.

Die ältesten deutschen Gasthausschilder, die sich bis in unsere Tage herübergerettet haben, stammen aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Im Gegensatz zu

Bitte umblättern

Ein besonders im 19. Jahrhundert oft gewähltes Symbol: das Pferd, ein Freund des Menschen

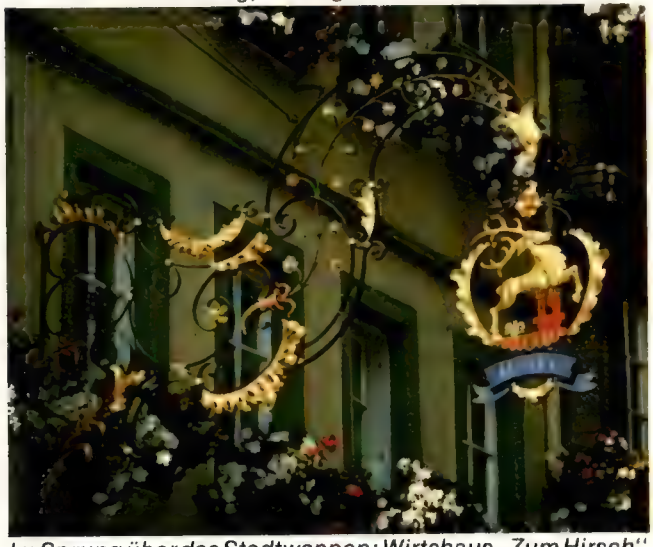
Ein Engel mit Posaune lädt zu irdischen Genüssen: Gasthofschild im schweizerischen Appenzell



Altorientalisches Symbol im Abendland: Doppeladler, am Gasthaus „Adler-Post" in Hindelang

Ein Hecht lauert zwischen Wasserpflanzen: Schild eines Hauses mit Fischspezialitäten in Wolfach

Einkehr für Fuhrleute und Postreisende: Gasthof „Zum Rad" in Tettnang, Anfang des 19. Jahrhunderts



Im Sprung über das Stadtwappen: Wirtshaus „Zum Hirsch" in Rothenburg ob der Tauber, 18. Jahrhundert

Prachtstück in klassizistischem Stil: Aushängeschild des „Goldenen Löwen" in Wangen, Allgäu

Trink und iß, Gott nicht vergiß

Altdeutsch

Fortsetzung von Seite 65

ihren Vorgängern sind sie aus wetterfestem Material angefertigt, durchweg aus geschmiedetem Eisen oder gehämmertem Blech. Sie stellen meist mehr oder weniger künstlerisch gelungene Nachbildungen von Laubkränzen vor.

Die Schilder waren an einfachen Tragebalken an der Hausfront befestigt. Damit sie beachtet wurden, ließ man sie weit über die Straße ragen. Im Anfang kam es offenbar häufiger vor, daß solche einladenden Schilder herunterfielen und Schaden anrichteten. Grund genug für den Magistrat, dagegen einzuschreiten. Mit einer „Polizeiverordnung gegen herabfallende Schilder" wurden erhebliche Geldstrafen angedroht. Ordnungsgemäß angebrachte Schilder mußten über eine stabile Stütze des Tragarms verfügen, die dem Ganzen Halt gab.

Die ersten derartigen Schilder sahen noch recht plump aus. Es dauerte verhältnismäßig lange, bis man versuchte, das Dreieck zwischen Tragebalken und Stützarm mit schmückendem Beiwerk – vor allem stilisierten Blumen, Blättern und Früchten – auszufüllen und den Schildern damit eine optische Leichtigkeit zu geben. Immerhin hat sich die Grundform der Gasthausschilder bis heute erhalten.

Die verwendeten Zeichen waren vielgestaltig. Neben dem Kranz, dem Traditionszeichen der Schankgerechtigkeit (das war eine Art Konzession), dem Krug als Zeichen der Wirtsgerechtigkeit und dem Sechsstern als dem mittelalterlichen Zeichen für die Braugerechtigkeit

Bitte umblättern

Ein Fabeltier, halb Adler, halb Löwe, das Unheil abwenden soll: Wahrzeichen des Gasthauses „Greifen" in Rothenburg

Einst Auszeichnung für gut geführte Häuser: „Zur Krone" in Berching, Oberpfalz; 17. Jahrhundert

Sinnbild für Lebenslust, Frohsinn und Festesfreude: die Rose. Schild in Großbottwar, Württemberg

Kostbarkeit im Keckenburg-Museum, Schwäbisch-Hall: Gasthaus-„Bannerschild" von 1625

Der Ochse ist sehr oft Wahrzeichen einer Wirtschaft mit Metzgerei; Schild aus Isny im Allgäu

Trink, aber sauf nicht; disputier, aber rauf nicht

Tirol

Fortsetzung von Seite 66

(zwei übereinandergelegte Dreiecke als Symbole für Feuer und Wasser = Feuerwasser) dachten sich die Besitzer von Gasthöfen immer neue und andere Sinnbilder aus, mit denen sie ihre Häuser kennzeichneten. Viele Motive nahm man aus der Familiengeschichte, aus der Ortslage oder ganz aus der Tier- und Pflanzenwelt.

Eins der ältesten Wirtshaus-Symbole sind der Adler und der Doppeladler. Sie gaben dem Gasthof einen besonders seriösen Anstrich. Schließlich war der Adler das Reichs- und Herrschaftssymbol; Karl der Große hatte es von den Römern übernommen, und unter Friedrich II. wurde es im 13. Jahrhundert zum Reichswappen erhoben. Vermutlich waren Gasthöfe mit dem Adler („Goldener Adler", „Schwarzer Adler", „Roter Adler", „Reichsadler", „Doppeladler") sogar mit Privilegien ausgestattet.

Das galt vermutlich auch für die Gasthäuser „Zur Krone". Man nimmt an, daß dieser Name eine Art Auszeichnung für besonders gut geführte Häuser war, in denen auch schon mal Fürstlichkeiten abstiegen. Die Krone galt als Hoheitssymbol und durfte sicherlich nicht ohne weiteres als Hausname geführt werden.

Beliebtestes Motiv aus der Tierwelt war der Löwe, das Sinnbild der Macht und der Stärke und im übrigen als ständiger Begleiter des griechischen Weingottes für Wirtshäuser besonders geeignet. „Zum Goldenen Löwen" – welch ein stolzer Name für ein Haus, in dem man nach Herzenslust essen und trinken konnte und in dem man immer lustige Zecher antraf.

Das konnte man natürlich auch „Im Bären" (hier garantierte der Bär als heiliges Tier der Germanen und als Herrscher über Wald und Wild solide

Bitte umblättern

Im Schwarzwalddorf Schönwald: „Zum Falken". Wie der Adler einst wohl Zeichen eines Hauses von Rang, wo vermutlich auch adlige und königliche Gäste abstiegen

Aus dem frühen 17. Jahrhundert stammt dieses Wirtshausschild in Urach, Baden-Württemberg; oben aufgesetzt das Wappen der Grafen von Urach

Im Heimatmuseum Berchtesgaden: ein Wirtshausschild mit Rahmen, wahrscheinlich 18. Jahrhundert

Zierte früher ein Gasthaus am Inn bei Wasserburg; jetzt im Heimatmuseum. 19. Jahrhundert

Es ist besser e Schoppe zvil zahlt, als eine zvil trunke

Schweiz

Fortsetzung von Seite 68

Gastlichkeit). Ebenso „Im Hirschen" (dem edlen Tier der Hubertus-Legende), „Im Rössel", „Roß" oder „Rößle" (dem Zugtier des Sonnengottes), „Im Schwanen" (Bote des Friedens) und „Im Storchen" (dem Erntesegenspender und Kinderbringer). „Taube", „Lamm", „Ente", „Hahn", die Tierwelt war als Namensgeber schier unerschöpflich.

„Zum Ochsen" nannten viele ihr Gasthaus nach dem Zunftzeichen der Metzger und wollten damit gleichzeitig darauf hinweisen, daß man bei ihnen (eigene Metzgerei) besonders gut speisen konnte. Schmackhaftes versprachen auch Wirtschaften mit Namen wie „Zur Goldenen Gans" oder – in Fluß- oder Seenähe – „Hecht" und „Forelle".

Beliebt waren ebenso Namen aus der Pflanzen- und Blumenwelt: „Zur Rose", „Zur Traube", „Zur Blume", „Zur Linde", „Zur Eiche", „Zum Grünen Baum" sind Gasthofnamen, die man in allen Gegenden Europas findet. Sie alle lassen sich zudem wunderschön auf Schildern abbilden.

Oft boten auch Legenden und Sagen, die Dorf- und Stadtgeschichte oder das Brauchtum Anlaß zur Namensgebung. So zeigt das Gasthausschild „Zum Ochsen" in Pfärrich bei Wangen aus dem Jahre 1737 einen Ochsen, der ein Kreuz ausscharrt. Die Legende erzählt, daß an der Stelle, an der ein Ochse ein vermißtes Kreuz ans Tageslicht brachte, eine Wallfahrtskirche erbaut wurde.

Die vielen Gaststätten „Zur Post", die auf ihren Schildern Postkutsche, Posthorn, Reiter oder Rad und Hufeisen zeigen, weisen darauf hin, daß dieses Haus ursprünglich Raststätte und Unterkunft für Lohnfuhrleute und, nach der Einrichtung der staatlichen Post im frühen 16. Jahrhundert, auch für Postreiter und Postkutscher war. Dort gab es früher Ställe, Scheunen und Schuppen für Pferd und Wagen und Übernachtungsmöglichkeiten für Reisende.

Gasthöfe und Unterkünfte, die von den Malteser- und Johanniterorden für Pilger unterhalten wurden, trugen in ihren Aushängeschildern das Symbol der geistlichen Ritterorden, das eingeschnittene Tatzenkreuz mit acht Spitzen. Häuser „Zum Heiligen Geist" waren in der Regel Klosterschenken, „Die Kanone" kennzeichnete eine Soldatenkneipe, meist in Kasernennähe, „Die Waage" einen Gasthof, der in Gerichtsnähe lag. Apropos Gericht: Da machte man sich auch schon mal den makabren Spaß und nannte ein gegenüberliegendes Lokal „Zur letzten Instanz" oder gar „Zum fröhlichen Meineid".

Die Wirtschaft „Zum wehrhaften Schmied" in Aachen erinnert an einen Volkshelden, „Der fiese Kunibäät" in Köln an einen feucht-fröhlichen Weintrinker, das „Hotel Eisenhut" an den 30jährigen Krieg.

Vom 16. Jahrhundert an mußten Schild-Wirtschaften bestimmte Voraussetzungen erfüllen, aufgeführt in der „Schildergerechtigkeit", einem wichtigen Gesetz, das bis ins 19. Jahrhundert galt. Es bestimmte, daß nur jene Wirte ein Aushängeschild zei-

gen durften, deren Ehrlichkeit und Achtbarkeit erwiesen waren.
Für die in einem solchen Haus einkehrenden Gäste war das Schild die Garantie für einwandfreie, gute Unterkunft und für Gastfrieden. Kein Wunder also, daß diese Wirte auf ihre Schilder stolz waren. Für die Anfertigung gaben sie oft viel Geld aus; und die Schmiede, Schlosser und Maler, die sie herstellten, bemühten sich, Meisterwerke zu schaffen. Aus der anfänglich naiv-rustikalen Schildergestaltung entwickelte sich allmählich eine eigene Kunstgattung, in der sogar die Stilepochen zu erkennen sind.

Blütenschmuck und Vogelköpfe

Die gradlinigen Schilder aus der Zeit der Renaissance unterscheiden sich wesentlich von den überladenen des Barock mit ihren plastischen Schmuckelementen und denen des Rokoko, bei denen verspielte Blütenornamente vorherrschen und als Charakteristikum die Vogelköpfe, an denen die Wahrzeichen aufgehängt waren.
Das Empire (Ende des 18. Jahrhunderts) kehrte mit seinen vergoldeten Rosetten und Girlanden zum strengeren Klassizismus zurück, bis dann in der Biedermeierzeit (etwa um 1820) die Gestaltung wieder aufgelockert wurde.
Schließlich prägten die Gründerjahre und die letzte europäische Kunstepoche des 19. Jahrhunderts, der Jugendstil, weitgehend auch die Gasthausschilder. Das damals vielverwendete Gußeisen, das wesentlich billiger als die Schmiedearbeiten war, bot eine Menge neuartiger Möglichkeiten auch bei Gasthofschildern. Zu allen Zeiten aber genügte es nicht allen Wirten, Schilder anzubringen; das Gasthaus Sankt Georg im schweizerischen Ernen zeigt am Giebel eine beinahe lebensgroße Holzplastik das Drachentöters zu Pferde mit einem entsprechend riesigen Drachen, eine herrliche Gruppe aus dem 16. Jahrhundert. Ähnliche Ideen werden auch heute verwirklicht: Das Gasthaus „Zum Pflug" in Ulm macht mit einem solchen Ackergerät auf sich aufmerksam.
Jede Zeit hat ihre Sprache, ihre Ausdrucksmittel. So auch die Beton- und Plastik-Epoche, in der wir leben. Entsprechend lauten die Namen mancher Wirtshäuser, sind die Schilder gestaltet. Schilder, das ist natürlich der falsche Ausdruck. Riesige, verglaste Leuchtkästen, flimmernde, zuckende Leuchtröhren, die sich über die ganze Front erstrecken, die den Namen des Hauses geradezu in die Dunkelheit hinausschreien, selbst in der tiefsten Provinz das Erlebnis, die Atmosphäre der großen, weiten Welt verheißen.
Können da der schmiedeeiserne Stern, die Krone, das Posthorn noch mithalten? Verblaßt daneben nicht ihr Glanz? Mitnichten. Alte Wirtshausschilder gelten auch heute als Wahrzeichen und Garantiezeichen. Und wenngleich diese Schilder zwar keine Gewähr mehr bieten wie zu Zeiten der „Schildergerechtigkeit", halten solche Häuser meist doch, was man sich beim Anblick des einladenden, anheimelnden Schildes verspricht: gute Gastlichkeit und Gemütlichkeit.

Erich W. Wolf

Fotos: Autsberg, Bavaria, Blauel, Hansmann, Kub, Pallagst, Schneiders, Storto, Mauritius

Vier großartig gestaltete Bildbände –

lehrreich und amüsant – zum Anschauen, Schmökern und Verschenken. Gemalt und gezeichnet hat sie der Niederländer Rien Poortvliet, einer der erfolgreichsten Maler und Illustratoren der Gegenwart.

Von Augenblick zu Augenblick
Dies und das aus meinem Leben. Ein Bildband. Aus dem Holländischen übertragen von Maria Csollány. 1981. 251 Seiten mit 1250 zumeist farbigen Zeichnungen. Kunstdruckpapier. Balacron gebunden 68,— DM

Auf dem Lande
Von bäuerlicher Arbeit, frohen Stunden und alten Sitten. Ein Skizzenbuch. Aus dem Holländischen übertragen von Gerd Krüssmann. 2. Auflage. 1980. 240 Seiten mit fast 1000 zumeist farbigen Zeichnungen. Kunstdruckpapier. Leinen 58,— DM

Auf der Jagd
Ein Skizzenbuch. 3. Auflage. 1980. 160 Seiten mit über 300 Zeichnungen und Bildfolgen, davon über 200 farbig. Kunstdruckpapier. Leinen 58,— DM

... und jeder Fuchs hat seinen Bau
Unser heimisches Wild – in farbigen Bildern. Aus dem Holländischen übertragen von Ruth Kruse-Lohausen. 2. Auflage. 1980. 160 Seiten mit fast 500 zumeist farbigen Zeichnungen. Kunstdruckpapier. Leinen 64,— DM

PAUL PAREY
Verlagsbuchhandlung Paul Parey Spitalerstraße 12 2000 Hamburg 1

Wenn es zwölf schlägt, erhebt Jesus segnend die Hände, und unter den Klängen eines Chorals ziehen die Apostel an ihm vorbei – als letzter der Verräter Judas

Im Schwarzwaldstädtchen Furtwangen ist es zu bewundern:

Ein Uhrwerk für die ganze Welt

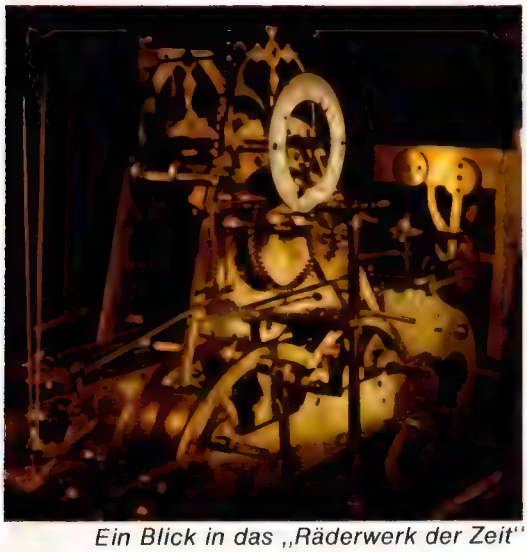
Schade, daß der Herr August Noll, seines Zeichens Erfinder, Tüftler, Mechaniker, Kaufmann und Gelegenheitsschausteller aus Villingen im Schwarzwald, nicht auf den Gedanken gekommen ist, wenigstens über seine Schaustellerzeit Tagebuch zu führen. Sonst würden wir heute wissen, ob unsere Urgroßeltern vor fast hundert Jahren von der Nollschen Erfindung ebenso begeistert waren wie es heute die Besucher des Deutschen Uhrenmuseums in Furtwangen sind, wenn sie Nolls Wunderwerk einer Weltzeituhr betrachten – und nur noch staunen.
Da steht auf einem Treppenvorsprung ein schön gearbeiteter Holzkasten, drei Meter breit, zwei Meter und 60 Zentimeter hoch. Die Vorderseite ist besetzt mit Zifferblättern und Zeigern, die sich tatsächlich alle drehen und exakt angeben, wie spät es augenblicklich überall auf der Welt ist – ob in Bern, Peking, New York oder Kalkutta.
Außerdem sind da noch eine Anzahl von beweglichen Figuren zu sehen und auch noch ein paar Bildmotive, eingraviert in Messingplatten. Schließlich fällt der Blick auf zwei gewaltige Walzen aus Messingblech, gespickt mit Hunderten von Metallstiften. Und der Betrachter kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus, wenn er dann vom Museumsführer hört, daß alles, was diese Uhr auf Jahrhunderte hinaus anzeigen soll, in die rechte Walze einprogrammiert ist; und daß dieses Programm auch durch die Schaltjahre nicht durcheinanderzubringen ist.
Finden die Zuschauer ihre Sprache wieder, hört man oft: „Das ist ja ein Computer!" Es ist zweifelsfrei so etwas Ähnliches oder wenigstens eine Art Vorgänger, erbaut in den Jahren 1880 bis 1885, und er arbeitet immer noch präzise und auf die Sekunde genau.
Was August Noll bewogen hat, so eine Weltzeituhr zu bauen, ist nicht überliefert. Mit dem Gedanken hatte er jedoch schon viele Jahre gespielt. Den Ausschlag mag dann vielleicht gegeben haben, daß er gern reiste, eine heim-

Bitte umblättern

Nach Vorbildern aus dem späten Mittelalter baute der Tüftler und Erfinder August Noll von 1880 bis 1885 seine „Astronomische Weltuhr" zusammen

Um sechs in der Frühe kräht der Hahn

Das Herzstück ist die große Weltzeituhr



Ein Blick in das „Räderwerk der Zeit"

Zwei Walzen steuern das ganze „Programm"

Wechselnde Figuren: die Lebensalter

Die vollen Stunden schlägt Schnitter Tod

Mehr als eine Uhr – ein Abbild des großen Welttheaters

Fortsetzung von Seite 73

liche Leidenschaft für die Atmosphäre der Jahrmärkte hatte und auch leichtverdientem Geld nicht abhold war.

Könnte er nun, so mag der August gedacht haben, mit einer noch nie dagewesenen Maschine das Publikum zum Staunen bringen, dann würde dieses staunende Publikum nur allzugern bereit sein, den Geldbeutel zu öffnen und auch mal etwas tiefer hineinzugreifen. Und er könnte durch die Welt ziehen, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, und reich würde er noch obendrein.

Reich geworden ist der August Noll allerdings nicht. Im Gegenteil. Jeden Pfennig, den er besaß, mußte er in den Bau der Uhr stecken, und später fast jeden Pfennig, den die Zuschauer zahlten, in die Instandhaltung.

Die Weltuhr wiegt etwas mehr als 15 Zentner, und ihr Innenleben besteht aus Hunderten von beweglichen Teilen: aus Rädern, Lagern, Gelenken, Gestängen und Transmissionen mit einer verwirrenden Vielfalt von Riemen und Schnüren. Als Transportmittel dienten damals meist Fuhrwerke, deren ungefederte Achsen und eisenbeschlagene Räder die Weltzeituhr bei jeder Fahrt wohl mächtig durcheinanderrüttelten. Und so mutmaßt Professor Dr. Richard Mühe, Direktor des Museums und ebenfalls großer Bewunderer des Nollschen Erfindergeistes, daß August Noll nach Reisen immer mehr Zeit hinter der Uhr oder im Uhrengehäuse hat verbringen müssen als vorn auf der Bühne. Überliefert ist, daß Noll mit seiner Uhr in Mainz, in Mannheim, in München und Salzburg, in Esslingen und Ulm war.

Mittelpunkt des Wunder-

werkes ist eine normale Uhr mit Sekundenangabe. Darüber sind 17 weitere Zifferblätter angebracht, sie zeigen die Zeit in 17 Städten an. Daneben werden Tag, Monat und Jahr angezeigt, wobei die Jahreszahl auf vier Zifferblättern erscheint. Das erste Zifferblatt hat sich noch nie bewegt, es wird sich erst im Jahr 2000 zur Stunde Null nach links drehen und die Ziffer zwei freigeben. An einer Weltkugel, die sich täglich einmal um ihre Achse dreht, sind der genaue Sonnenaufgang und -untergang angegeben.

Das alles aber hätte das Publikum noch nicht zum Staunen gebracht. Also ließ der Tüftler sich noch einiges einfallen.

Morgens punkt sechs kräht ein Hahn, und ein Engel schlägt auf einer Glocke die viertel, halben und dreiviertel Stunden. Ein zweiter Engel schlägt ebenfalls die viertel Stunden, nur einige Oktaven tiefer. Ein weiterer Engel läutet die volle Stunde ein, die dann der Tod schlägt.

Ein Nachtwächter bläst in sein Horn . . .

Mittags um zwölf hebt Christus segnend seine Hände, und die zwölf Apostel beginnen mit ihrem Rundgang, wobei sie vor dem Heiland ihren Kopf neigen – bis auf Judas, der als letzter erscheint und einen Geldsack in den Fäusten hält. Dazu erklingt ein Choral. Fängt dann die Betglocke an zu läuten, setzen sich Mönche zu einem Umzug in Bewegung. Zwischen 22 Uhr und drei Uhr früh bläst zur vollen Stunde ein Nachtwächter in sein Horn, und auch ein Kuckuck läßt seine Stimme erschallen.

Es sieht so aus, als hätte Noll sich so in seine Arbeit hineingesteigert, daß er nicht mehr aufhören konnte. Bis ihm schließlich das liebe Geld ausging.

Für eine Sonnen- und für eine Mondscheibe aber reichte es noch. Auch für eine gravierte Messingscheibe, die die vier Lebensalter anzeigt und ebenso für eine, auf der die vier Jahreszeiten dargestellt sind. Pünktlich zu Beginn jeder Jahreszeit erscheint das entsprechende Motiv. Als „Sonderservice" an Heiligabend eine Weihnachtsdarstellung.

Das Gehirn für das alles sind die zwei Walzen, die ihre Impulse auf ein Hauptwerk übertragen, das 28 Nebenwerke steuert. In Gang gehalten wird alles durch Gewichte, die zusammen acht Zentner wiegen.

Hundert Jahre sind in der Geschichte eine kaum nennenswerte Zeit; doch an der Nollschen Weltzeituhr haben sie allerhand Spuren hinterlassen.

Zum Ende des Ersten Weltkrieges war sie in Karlsruhe – und wurde teilweise zerstört. Bei den Reparaturen 1918/19 war August Noll noch dabei. Ende des Zweiten Weltkrieges wurde die Uhr in Villingen völlig demoliert. Nur noch die „Innereien" lagen herum, die dann der Uhrmacher und Tüftler Ernst Blessing aus Unterkirnach sorgfältig aufsammelte und wieder zusammensetzte. Drei volle Jahre, von 1956 bis 1959, brauchte Blessing, bis er die Nollsche Weltzeituhr originalgetreu wiederhergestellt hatte.

Jetzt aber hat sie ihren Platz. Sie wird gehegt und gepflegt, geschmiert und geölt, und Professor Mühe kontrolliert selbst, daß in ihrer Umgebung die Luftfeuchtigkeit stimmt. Damit der Zeitmesser nicht dem Zahn der Zeit zum Opfer fällt.

Johann Auerbach

Fotos: Fred Hugel

Erhältlich bei den Einrichtungen der Diakonie und Ihrem Evang. Pfarramt.

Grafiken und Skulpturen

Fordern Sie unseren kostenlosen Farbkatalog an.

Marc Chagall

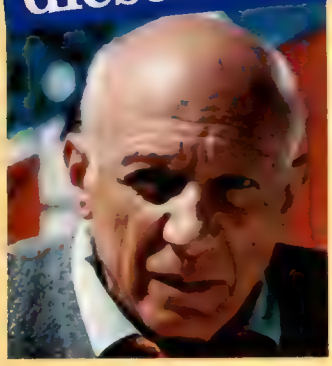
Miró, Picasso, Dalí, Fuchs, Hundertwasser, Generalic, Carcan, Friedlaender, Moti, Deberdt, Charoy, Delacroix, Fini, Gantner, Kokoschka, Tobiasse, Vaserely u. v. a.

ARTES

Verlag · Galerie · Postfach · 1166 Abt. 67
4840 Rheda · Tel. 0 52 42/4 40 34

Kein Kunstliebhaber sollte sich diese exkl

Können Sie mitreden, wenn das Gespräch auf den größten Künstler dieses Jahrhunderts kommt?



Pablo Picasso ist der Künstler, den man einfach kennen muß, wenn man über Kunst Bescheid wissen will.

Er ist das Phänomen und das Genie, das die heutige Kunstwelt maßgeblich beeinflußt hat.

Und der auch die Menschen unserer Zeit immer wieder beschäftigt – Hunderttausende standen Schlange bei seinen Ausstellungen.

Aus Anlaß seines 100. Geburtstages bringt PAN ein Special-Heft „Picasso" heraus.

Warum das PAN-Special „Picasso" Pflichtlektüre für jeden Kunstliebhaber ist:

- **Für nur DM 9,80 alles über das Genie des Jahrhunderts.**
- **84 Seiten, davon über 60 Seiten in Farbe – brillant gedruckt auf hochwertigem Kunstdruckpapier.**
- **Vollständige Lebensbeschreibung von Pablo Picasso.**
- **Erklärungen seiner wichtigsten Werke.**
- **Seine schönsten Bilder als brillante Farbreproduktionen.**
- **Von Experten geschrieben – eine fundierte Würdigung seines Schaffens.**

Kennen Sie eine Kunstpublikation, die Ihnen für DM 9,80 so viele farbige Reproduktionen bietet?

Alles über den größten Künstler der Neuzeit – für nur DM 9,80.

Sie erhalten PAN-Special überall, wo es Zeitschriften gibt.

PAN GALERIE DER GROSSEN MEISTER

Möchten Sie wahrhaft große Meisterwerke in Ihren eigenen vier Wänden erleben?

Entdecken Sie mit der PAN-Galerie der großen Meister die Faszination großartiger Kunstwerke in Ihren eigenen vier Wänden. In der Sammlung PAN-Galerie wird regelmäßig ein „Meisterwerk des Monats" vorgestellt, ausgewählt durch eine fachkundige Jury.

Aufwendig reproduziert und exklusiv gerahmt, wird die fast plastische Wiedergabe und die brillante Farbqualität des jeweiligen Kunstwerkes auch Sie begeistern.
Die bisher erschienenen Motive stellen wir Ihnen hier vor.

„Das Mädchen mit der Taube" (Pablo Picasso).
Weißer Rahmen mit silberfarbener Blende.
60 x 45 cm. DM 190,–

usiven Angebote von PAN entgehen lassen.

Lassen Sie sich ein ganzes Jahr von diesem herrlichen Kunstkalender bezaubern.

Der großformatige PAN-Kalender 1982 (Format: 59,4 x 42 cm) ist ein Kunstkalender der neuen Art. Kunsterlebnis, Wandschmuck und Dokumentation zugleich – für nur DM 29,– kommt er ins Haus.

Holen Sie sich jetzt die Welt der Kunst ins Haus. Der PAN-Kalender 1982 bringt Monat für Monat ein zur Jahreszeit passendes Motiv: Vom winterlichen Bruegel bis zum herbstlichen „Stilleben mit Äpfeln" von Cézanne im Oktober. Vom frühlingshaften van Gogh im März bis zum intensiven Sommerbild von Ernst Ludwig Kirchner.
Jedes Kunstwerk ist als hervorragende Farbreproduktion auf hochwertigem, mattweißem Kunstdruckpapier ein wundervoller Wandschmuck.
Und eine interessante, lehrreiche Dokumentation zugleich: Einer der profiliertesten deutschen Kunstprofessoren hat für jedes der ausgewählten Kunstwerke in einem kleinen Aufsatz Entstehung, Hintergrund und Inhalt des Bildes aufgezeigt – mit dem Sachverstand des renommierten Kunstkenners.

Ihre Bestellkarten finden Sie vor der letzten Umschlag-Seite.

„Kinderreigen" (Hans Thoma). Breiter, goldfarbener Bilderrahmen, 62,1 x 45,7 cm. **DM 181,–**

„Marcelle Lender tanzt den Bolero aus Chilpéric" (Henri de Toulouse-Lautrec). Goldfarbener Zierrahmen, 55,5 x 55,5 cm, **DM 179.–**

„Arearea" (Paul Gauguin). Heller Naturholzrahmen, 67,5 x 83 cm, **DM 198,–**

„Landschaft mit Regenbogen" (Peter Paul Rubens). Mahagonifarbener Echtholzrahmen, 63,5 x 54,5 cm, **DM 190,–**

„Das Frühstück der Ruderer" (Auguste Renoir). Brauner Naturholzrahmen, 62,7 x 48 cm, **DM 179,–**

„Bauernhochzeit" (P. Bruegel der Ältere). Im Altholzrahmen (rustikal, veraltet), 105 x 75 cm, **DM 198,–**

Garantie

Sie erhalten das jeweilige Motiv als Reproduktion mit passendem Rahmen und Aufhänger im stoßgesicherten Versandkarton, zum besonders günstigen Direktbezugspreis inkl. Porto und Verpackung per Nachnahme, oder gegen Verrechnungsscheck. Sollte(n) Sie die Reproduktion(en) nicht restlos begeistern, schicken Sie die komplette Sendung innerhalb einer Woche zurück. Sie erhalten dann umgehend Ihr Geld zurückerstattet.

Francisco de Goya: Doña Isabel de Porcel, *1805. Öl/ Leinwand, 82 x 54,6 cm. London, National-galerie. Goya, 1746 * Fuentetodos, † 1828 Bordeaux, war einer der ganz Großen unter Spaniens Malern. Zunächst ein Künstler, der die Heiterkeit des Rokoko-Lebens wieder-gab, wurde er als exzellenter Porträtist zum Hofmaler berufen. Viele seiner Bilder von der Herrscherfamilie und anderen Mächtigen sind entlarvende Charakterstudien*

Francisco de Goya: Knaben beim Soldatenspiel, *um 1780. Öl, 29 x 42 cm. Glasgow, Pollok House. Eine von vier Kinder-szenen, die William Stirling 1842 in Sevilla kaufte. Mit Krieg und Soldaten hat Goya sich während des spanischen Freiheitskampfes gegen Napoleon noch sehr oft be-schäftigt; Bilder, in denen er das Grau-same, das Abgründige im Menschen zeigt. Berühmt wurden „Die Erschießung von Straßenkämpfern" und die 82 Radierungen über das Elend des Krieges*

Große Ausstellung in der Nationalgalerie bis 29. November

Spanische Maler erobern London

Francisco de Zurbaran: Die Unbefleckte Empfängnis, *um 1650. Öl, 168 x 108,5 cm. Dublin, Nationalgalerie. Zurbaran, * 1598 Fuente de Cantos, † 1664 Madrid, schuf vornehmlich religiöse Werke, viele Bilder im Auftrag von Klöstern. 1638 wurde er Hofmaler. Naturalistische Schärfe und Helldunkeleffekte sind Merkmale seiner Kunst. Dieses Gemälde ist deutlich von Murillo beeinflußt*

Diego de Silva y Velasquez: Der Wasserverkäufer von Sevilla, *um 1620. Öl, 106,7 x 81 cm. London, Wellington Museum. Velasquez, * 1599 Sevilla, † 1660 Madrid, erntete ersten Ruhm mit Volkstypen (bodegones). Der Herzog von Wellington erbeutete dieses Bild in der Schlacht bei Vitoria, 1813, von Napoleons Bruder Joseph, damals Spaniens König*

Alonso Sanchez Coello: Alessandro Farnese, Herzog von Parma, *1559/65. Öl, 108,5 x 80,5 cm. Dublin, Nationalgalerie. Coello, * 1531 Valencia, † 1588 Madrid, malte im italienischen Stil, stark beeinflußt vom Venezianer Tizian. 1557 holte König Philipp II. den Maler als Porträtisten an seinen Hof in Valladolid*

Jusepe de Ribera: Sankt Petrus, *1628. Öl, 124,2 x 97,8 cm. Glasgow, Kunstmuseum. Der Maler, * 1591 Játiba, † 1652 Neapel, auch Lo Spagnoletto genannt, lebte seit 1616 in Neapel. Mit seiner großen Werkstatt arbeitete er für Spaniens Vizekönige und die Klöster*

Bartolomé Esteban Murillo: Selbstbildnis, *um 1670. Öl, 122 x 107 cm. London, Nationalgalerie. Murillo, * 1618, Sevilla, † 1682 Sevilla, neben Velasquez Hauptmeister des spanischen Barock, wurde berühmt durch Heiligengemälde und Szenen mit Bettlerkindern, die er wirklichkeitsgetreu wiedergab. Dieses Selbstbildnis malte er, wie lateinisch vermerkt, auf Drängen seiner Söhne*

Claudio Coello: Ein königliches Kind, *um 1662. Öl, 77 x 100 cm. Glasgow, Pollok House. Coello, * 1642 Madrid, † 1693 Madrid, war portugiesischer Abstammung; Rubens und Tizian beeinflußten seinen Stil. Das Bild, dessen Herkunft nicht ganz sicher ist, zeigt vermutlich den späteren König Karl II., den letzten Habsburger auf Spaniens Thron*

El Greco: Anbetung des Namens Jesu *(„Der Traum Philipps II."), um 1578. Öl/Holz, 57,8 x 34,2 cm. London, Nationalgalerie. El Greco, „Der Grieche", * um 1541 Kreta, † 1614 Toledo, hieß eigentlich Domenico Theotocopuli. Kam über Venedig und Rom nach Spanien, wo er in religiösen Bildern seinen eigentümlichen Stil entwickelte: langgliedrige, dem Irdischen fast entrückte Gestalten, visionäre Landschaften, einzigartig in Farbe und Form – ein früher „Expressionist"*

Es scheint mir ein großer Irrtum zu sein, Italien als einzige Schule für Maler anzusehen; wenn einige unserer Künstler Spanien besuchten, es würde ihnen die Augen für neue, erstaunliche Schätze öffnen, davon bin ich überzeugt", schrieb der englische Reisende Edward Clarke 1763 in seinen „Briefen über die spanische Nation".

Clarke war nicht der einzige, der in jenen Jahren ein Handbuch für Spanienreisende verfaßte. Eine wahre Flut solcher Werke ergoß sich über England und weckte eine ungeheure Sympathie für das Land im Süden – unter anderem mit dem Ergebnis, daß nirgendwo so viele Werke spanischer Maler hängen wie auf der Insel. Spanien ausgenommen.

Eine Neigung, die gewisser tragischer Züge nicht entbehrt. Denn in den Geschichtsbüchern ist ja hauptsächlich von Krieg die Rede, was das Verhältnis der beiden Staaten angeht, vom Kampf um Kolonien und um die Vorherrschaft auf den Meeren. Und daß politisch noch heute nicht alles zum besten steht, machte die Verstimmung deutlich, die der Hochzeitsreisende Charles von England im Sommer durch seinen Besuch in Gibraltar auslöste; jene fünf Quadratkilometer Fels, die Großbritannien 1704 während des spanischen Erbfolgekrieges eroberte.

Zwar hatten die engeren spanisch-britischen Beziehungen mit eher freudigen Ereignissen begonnen: 1501 heiratete Katharina von Aragón den Prinzen von Wales, Arthur; und 1509, nach dessen Tod, seinen Bruder Henry, besser bekannt als Heinrich VIII. Ein kleines Bildnis seiner Schwiegermutter Isabella von Kastilien dürfte das früheste Gemälde von spanischer Hand sein, das in England erhalten ist. Heinrichs Tochter Mary Tudor wiederum ehelichte 1554 Philipp II. von Spanien.

Aber die Verhältnisse blieben nicht so. Am 8. August 1588 vernichteten die Engländer Philipps Armada, die „unbesiegbare Flotte", im Kanal. Dann ging es wieder eine Zeitlang friedlicher zu. Charles I. von England beehrte 1623 sogar den Hof in Madrid in der Hoffnung, eine passende Braut zu finden. Das gelang ihm zwar nicht, aber Velasquez malte bei der Gelegenheit ein Porträt des Briten. Im nächsten Jahrhundert kamen dann die bereits erwähnten englischen Touristen, die sich vor allem begeistert über die Kunst der Maler äußerten; der Reiseschriftsteller Alexander Jardin vermutete 1788 sogar eine geheime Verwandtschaft in Charakter und Geschmack der Völker.

Was den nächsten Krieg nicht ausschloß: 1805 gerieten wieder einmal die beiden Flotten aneinander, diesmal bei Trafalgar; erneut siegten die Engländer, geführt von Lord Nelson, total. Doch die englische Liebe zur spanischen Kunst überstand alle blutigen politischen Auseinandersetzungen. 1830 schrieb der spätere Premierminister Benjamin Disraeli aus Spanien an einen Freund in London: „Eile nach Sevilla, und du wirst zum erstenmal in deinem Leben sehen, was ein großer Künstler ist – Murillo, Murillo, Murillo!"

Die Begeisterung, obwohl zeitweilig gedämpft, ist auch heute noch zu spüren. Zur Eröffnung der Ausstellung in der Londoner Nationalgalerie schrieb der englische Kritiker William Feaver im „Observer": „Spanische Malerei besaß jene Qualitäten, an denen es der britischen Kunst allgemein mangelte. Gainsborough (1727–1787; einer der berühmtesten englischen Maler) konnte zwar lernen, indem er ein Bild von Velasquez studierte, übertrumpfen konnte er ihn nicht." Die Ausstellung in London ist noch bis 29. November 1981 zu besichtigen. *Lector*

Silberne drachenförmige Fibel, Ende 9. Jahrhundert, Grafschaft Offaly. Fibeln, Bügelnadeln nach Art der Sicherheitsnadel, sind schon aus vorgeschichtlicher Zeit bekannt. Diese ist mit Tiermotiven verziert, in Draht und Goldgranulation. Sie ist einschließlich der 17 cm langen Nadel, 361 Gramm schwer

„Bleibulle", mit Goldfolie belegt, um 700 v. Chr. Im Moor gefunden, Verwendungszweck unbekannt: vielleicht ein Amulett?

Ringfibel, mit Bernstein verziert. 9. Jahrhundert n. Chr. Das Besondere an dieser Gewandnadel ist die Maske mit aufgerolltem Haar, die den Nadelkopf bildet

Silbervergoldete Ringfibel, Ende des 8., Anfang des 9. Jahrhunderts. Verziert mit viel Bandgeflecht und Spiralwerk sowie vier Bernsteineinlagen. An der Schnurleiste, die sie umgibt, sind Tierköpfe angesetzt

Irische Landschaft: Connemara in der Grafschaft Galway. Der Mensch kam erst vor 9000 Jahren auf die Insel

Bis zum 29. November zeigt das Stadtmuseum in Linz/Österreich

Gold aus Irland

Goldene Lunulae, um 2000 v. Chr. Die „kleinen Monde" wurden wohl um den Hals oder im Haar getragen. Gold führten manche irischen Flüsse anscheinend in größeren Mengen

Goldkragen, um 700 v. Chr., 31 cm Durchmesser. 273 Gramm. Seltene irische Spezialität; das schönste von acht Exemplaren

Zwar ist nicht alles Gold, was in dieser Ausstellung glänzt – auch Silber und Bronze findet man darunter; doch das nimmt jenen Stücken nichts von ihrem künstlerischen, handwerklichen Wert, und die Begegnung mit dem Können fremder, unbekannter Meister, die Jahrtausende vor uns lebten, beeindruckt immer wieder.

Gold von der Grünen Insel? Einige Flüsse, vor allem in der Grafschaft Wicklow an der Ostküste, scheinen einst Goldstaub und Goldkörner in größeren Mengen mit sich geführt zu haben; und die frühesten Schmuckstücke, die Lunulae, die „kleinen Monde", wurden schon vor etwa 4000 Jahren geschaffen.

Reich war das Land an Kupfererz; so reich, daß Kupfer damals nach dem westeuropäischen Festland ausgeführt werden konnte, und es scheint schon recht bald einen regen Handel gegeben zu haben. Woher aber stammten diejenigen, die den Handel getrieben haben, woher stammten die Bewohner der etwa 500 Kilometer langen und 270 Kilometer breiten Insel?

Bis zum Ende der letzten Eiszeit, vor rund 10 000 Jahren, war Irland keine Insel, sondern mit England und Europa verbunden. Erst als die Meere durch das Wasser der schmel-

Bitte umblättern

Dolmen, Gräber der Jungsteinzeit: 161 sind in Irland erhalten

Die Kelten waren die ersten

Fortsetzung von Seite 85

zenden Gletscher anstiegen, wurden die Landbrücken überspült. Allerdings dürften nur Tiere diese Brücken benutzt haben; der Mensch kam erst um 7000 vor Christus, also in der sogenannten Mittelsteinzeit. Und woher kam er? Die Bewohner Schottlands hätten den kürzesten Weg gehabt; aber es findet sich auch nicht der geringste Hinweis auf eine gleichartige Kultur, der eine Einwanderung belegen würde. Vermutlich sind Kelten aus dem Norden Englands die ersten Einwanderer gewesen, kleine Gruppen von Sammlern und Jägern; Funde in einer alten Siedlung sowie in einem Jagdlager in der Grafschaft Offaly, von denen der Ausstellungskatalog berichtet, bestätigen, was bei Asterix und Obelix noch und noch verkündet wird: Am liebsten verzehrten die Kelten offenbar Wildschwein.

Eine wichtige Erkenntnisquelle sind auch in Irland die Gräber. Weit mehr als tausend Grabstätten aus der Jungsteinzeit (etwa 3500 bis 2500 v. Chr.) sind erhalten: Court Cairns, große Grabkammern, bedeckt mit riesigen Steinplatten; Dolmen, bei denen eine mächtige Platte auf drei Steinen ruht; Ganggräber, mehrere Meter hohe Kammern, zu denen ein langer Tunnel führt; die ganze Gruft verborgen unter einem runden Hügel oder Steinhaufen.

Etwa um 2000 vor Christus begannen die Iren mit der Verarbeitung von Metall, und aus dieser Zeit sind auch die ältesten Schmuckstücke der Ausstellung. Wahrscheinlich haben die Menschen der Jungsteinzeit bereits auf dem Handelsweg metallene Waffen und Haushaltsgeräte vom Festland erhalten; gewisse Formen von Äxten und Dolchen lassen auf Verbindungen zum Rheinland sowie nach Sachsen und Thüringen schließen. Natürlich haben die Handelsbeziehungen auch die irischen Goldschmiede beeinflußt. Sie übernahmen Formen, Motive und Techniken, gestalteten jedoch ihre Arbeiten stark nach eigenen Vorstellungen und nach dem Geschmack ihrer Landsleute. Eine ausgesprochene Blüte erlebten die Kunstschmiede im 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. Aus dieser Epoche sind viele Ausstellungsstücke, die aus Schatzfunden in Flüssen und auf Äkkern stammen: Ringe, Armreifen, Gewandschließen, goldene Dosen, Goldkragen. Die feine Gesellschaft jener Zeit konnte sich offensichtlich den Unterhalt von Künstlern erlauben.

Wesentliche Auswirkung hatten die Eroberung Englands durch die Römer im 1. und 2. Jahrhundert nach Christus, die Christianisierung Irlands etwa ab dem 5. Jahrhundert und schließlich die Heimsuchungen durch die Wikinger zwischen 800 und 1000. Unter dem Einfluß der Normannen begannen die irischen Künstler beispielsweise mehr Silber zu verarbeiten und übernahmen viele skandinavische Tierornamente. Mit der Wikingerzeit endet aber auch interessanterweise die Herstellung von großen privaten Schmuckstücken; was aus späterer Zeit erhalten ist, hat im wesentlichen religiösen, kirchlichen Charakter; das spezifisch Irische tritt dahinter zurück. Die Ausstellung, die einen interessanten Einblick in die irische vor- und frühgeschichtliche Zeit vermittelt, ist im Linzer Stadtmuseum noch bis zum 29. November zu sehen. *Visitor*

Der aktuelle PAN-Geschenk-Tip zu Weihnachten:

Schenken Sie Ihren Freunden 12 Monate lang die herrliche Welt der Kunst und Kultur:

Schenken Sie PAN.

Machen Sie Ihren guten Freunden oder Bekannten nicht einfach nur ein Weihnachtsgeschenk – verschenken Sie doch ein Jahresabonnement von PAN. Eine Kunstzeitschrift, die Monat für Monat Genuß beim Erleben unserer herrlichen Welt vermittelt. Und die Ihre Freunde – genau wie Sie – für die Schönheit dieser Welt begeistert, für die Faszination der Kunst und den Zauber der Natur. 12mal im Jahr.

PAN verschenken macht Freude.

Freude für Ihre Freunde: Die bekommen PAN, Ihr ganz persönliches Weihnachtsgeschenk, 12mal im Jahr – pünktlich, das garantieren wir Ihnen.

Freude für Sie: Ihr PAN-Geschenkabonnement zum Fest erhalten Sie zum Vorzugspreis. Für die Lieferung frei Haus zahlen Sie nur DM 3,50 pro Heft (DM 42,– für das Jahresabonnement).

Sie werden sehen: Nichts besiegelt eine Freundschaft besser als PAN.

PAN-Geschenk-Abonnement zu Weihnachten: die Leserservice-Karte Nr. 2 macht's Ihnen ganz einfach.

PAN – ein Geschenk, das Freunde macht

AUSSTELLUNGEN

Naive Kunst
Hamburg, Altonaer Museum.
Laien-Künstler von 1880 bis zur Gegenwart.
Bis 10. Januar 1982

Kachina
Hamburg, Museum für Völkerkunde.
Geisterpuppen der Pueblo-Indianer.
Bis 3. Januar 1982

Dreimal Deutschland
Hamburg, Kunsthalle. Gemälde und Zeichnungen von Käthe Kollwitz, Max Liebermann und Franz von Lenbach aus der Zeit von 1871 bis 1918. Bis 28. Februar 1982

Henri Matisse (1869–1954)
Bielefeld, Kunsthalle. Bis 13. Dezember 1981

Pablo Picasso
Frankfurt, Städtische Galerie.
Werke aus der Sammlung Marina Picasso.
Bis 10. Januar 1982

Kunstschätze aus China
Köln, Museum für Ostasiatische Kunst.
Bis 3. Januar 1982

Kunst begreifen
Düren, Hoesch-Museum. 27 Porträtbüsten aus vier Jahrtausenden. Bis 22. November 1981

2. Biennale der europäischen Grafik
Baden-Baden, Alter Bahnhof.
Bis 10. Januar 1982

Karl Hubbuch (1891–1979)
Karlsruhe, Kunstverein.
Erste Gesamtschau des deutschen Künstlers.
Bis 29. November 1981

Puppentheater
Karlsruhe, Kunsthalle-Kindermuseum.
Bis 17. Januar 1982

Kunst in Glas
München, Kassenhalle des Rathauses.
Bis 20. November 1981

Bäuerliches Leben auf alten Ansichtskarten
Großweil, Freilichtmuseum.
Bis 6. Dezember 1981

Max Pechstein
Berlin, Brücke Museum. Zum 100. Geburtstag.
Bis 22. November 1981

Emil Gallé (1846–1904)
Düsseldorf, Keramikmuseum
(Hetjens-Museum). Bis 10. Januar 1982

Barock in Böhmen
Paris, Grand Palais. 230 Bilder und Plastiken.
Bis 7. Dezember 1981

IM NÄCHSTEN HEFT

Raffael, der Meister der Madonnen

Als er 1520 starb, war er eben 37; ein Frühvollendeter, dessen strahlender Ruhm die Jahrhunderte ungeschmälert überdauerte. PAN erzählt von Raffaelo Santi, genannt Raffael

Weihnachten auf amerikanisch

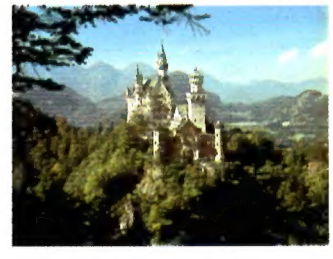
Das innigste Fest des Jahres – wie begeht man es jenseits des „großen Teichs", im Land der Superlative? PAN zeigt, wie es in New York zur Weihnachtszeit aussieht

Klöster zwischen Himmel und Erde

Wie Burgen Gottes stehen sie seit dem 14. Jahrhundert auf steilen Felsen in der griechischen Provinz Thessalien: Meteora, das bedeutet „schwebend". PAN hat sie aufgesucht

Das Kind in der Krippe

Der Arzt Lukas berichtete vor 1900 Jahren über die Geburt Jesu in einem Stall; seit etwa 400 Jahren werden zu Weihnachten Krippen aufgestellt. PAN zeigt einige besonders schöne



Neuschwanstein, Traumschloß im Allgäu

Mit dem Theatermaler Jank entwarf König Ludwig II. von Bayern die Pläne. Siebzehn Jahre dauerte der Bau, 1886 war das Werk fertig. PAN sah sich in Schloß Neuschwanstein um

PAN Nr. 12 erscheint am Freitag, 4. Dezember

PAN erscheint jeden Monat im Verlag BURDA GmbH, 7600 Offenburg

VERLEGER UND HERAUSGEBER: DR. FRANZ BURDA

REDAKTION:

TEXT: Dr. Willy Grafschmidt (verantwortlich), Hans Jakob Kurz

BILD: Werner Wieber (verantwortlich), Gabriele Henkel, Edith Viertel

LAYOUT: Bernhard Pallagst

AUSLANDSKORRESPONDENTEN: London: Johannes Gewiess, 50, Fetter Lane, 3rd Floor, London E. C. 4y OJA, Tel. 01–3 53 35 68, 3 53 35 69, 3 53 67 09, FS: 267 402. New York: Fritz G. Blumenberg, Burda Publications, Rockefeller Center, Suite 1918, 1270 Avenue of the Americas, New York. N. Y. 10020, Tel. (2 12) 5 82 38 24, FS: RCA 236 618. Los Angeles: Frances Schoenberger, Burda Publications, 6430 Sunset Blvd. Suite 714, Hollywood. California 90 028, Tel. (2 13) 462–1238, FS: 194 374. Paris: Pütz Siedel, 123, Champs-Elysées, 75008 Paris, Tel. 720 39 46, 720 18 08; FS: 610 972. Rom: Corso Bojano, Via dell'Olmata 30, 00184 Rom, Tel. 46 02 00, FS: 00 4 361 503.

Für die Gesamtauslieferung in Österreich verantwortlich: Pressegroßvertrieb Salzburg, Ges. mbH & Co. KG, Niederalm 300, 5081 Anif, Tel. 0 62 46/37 21, FS: 06-27 59.

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung.

Einzelpreis im Bundesgebiet 3,50 DM inkl. 6,5% MWSt., Abonnementspreis Inland 3 DM inkl. MWSt.

Auslandspreise: Belgien 65 bfr; Dänemark 12 dkr; Finnland 10 Fmk; Griechenland 115 Dr; Großbritannien 1,05 £; Kanarische Inseln 175 Ptas; Niederlande 4,25 hfl; Norwegen 13 nkr; Portugal 115 Esc; Schweden 11 skr

Printed in West-Germany.

Grenzüberschreitende Lieferungen sind nur mit Zustimmung des Verlags gestattet.

ANZEIGEN: Anzeigendirektor: Rudolf A. Bauer, Anzeigenverkaufsleiter: Helmut Baumann-Krantz, Verantwortlich für den Anzeigenteil: Herbert Scherer, Anzeigen-Preisliste Nr. 1, gültig ab 1. Januar 1981

VERTRIEBSLEITER: Jörg Schatz

OBJEKTLEITER: Rudolf A. Reiff

VERLAG UND DRUCK: Burda GmbH, Postfach 12 30, Tel. (07 81) 8 41, FS: 07 52 800 99, 7600 Offenburg.

When you join the english bookclub there's a great offer: 3 books for DM 10,- POST FREE

When you join the English Bookclub, you'll discover the economical way to buy top British and American books as they were originally written, often some time before the translations reach the shops.

Whatever your reading interest we've the variety to suit you: the latest fiction bestsellers, timeless classics, reference books to treasure, books on history, politics, current affairs, and more to choose from . . .

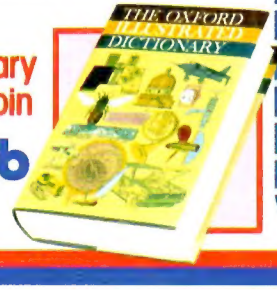
We send your books direct from England at a substantial saving to you. Each and every book is a full-length, hardback edition with not a word or picture left out of the original. It's a fact that all we cut are our prices.

Send for any three of the books shown here for just DM10,– (post free!) and you'll see what we mean. All we ask is that you take one book each quarter from around 600 titles offered every year in the club's free quarterly magazine, 'Bookshop'. Minimum membership is for one year.

Your Guarantee
The English Bookclub for Germany was founded by leading booksellers in both Britain and the United States. Should you have any complaints about the club's goods or services, you are invited to write direct to the English Bookclub, 87 Newman Street, London W1P 4EN, England.
Your only commitment is to take one book every 3 months during your membership from more than 600 titles offered in a year.

Plus The Oxford Illustrated Dictionary for just an extra DM3,– when you join

the english bookclub



Scharnhäuserstrasse 87, Postfach 4265, D-7302 Ostfildern 1.

the english bookclub

Postfach 4265, D-7302 Ostfildern 1.

1	

Please tick for 'Oxford Illustrated Dictionary'. 1.

Yes, I am interested in joining the English Bookclub, London, and would like you to send me the introductory books whose numbers I have written in the spaces provided. If I keep the books for more than 10 days, I will pay you just DM10,– for all three, or DM13,– for all four (post free) and thereby become a member. Then, I will order one book every three months from the titles described in the free quarterly magazine, 'Bookshop'. If I do not order within the time stated in the club magazine, I agree to accept the 'Editor's Choice' title described in 'Bookshop'. Membership is for a minimum of one year, after which I may cancel my subscription at any time by giving three months' notice.

Signature _____ Date _____

10 DAYS' RIGHT OF CANCELLATION. I may cancel my membership by posting back the books to The English Bookclub, Postfach 4265, D-7302, Ostfildern 1, not later than 10 days after I have received them. I understand that the English Bookclub will pay the cost of return postage on the books.

Signature _____ Date _____

Name _____

Strasse _____

Postleitzahl _____

Ort _____ PE12

SEND NO MONEY NOW